



Berlin, den 25. Juli 1903.

## Schulz, Romeick & Co.

Vor fünf Jahren besuchten Herr Romeick, den Direktor der Pommer-  
schen Hypotheken-Aktien-Bank, zwei Männer: ein Geheimer Kom-  
merzienrath und der Generalsekretär des Vereins der chemischen Industrie.  
Sie sprachen: „Als Außerordentliches Mitglied des Vereins Berliner Presse  
wissen Sie, Herr Direktor, natürlich schon, daß, in engem Anschluß an diesen  
Verein, der Berliner Presse-Klub gegründet worden ist, dem die vornehmsten  
und namhaftesten Schriftsteller der Reichshauptstadt angehören. Wir setzen  
voraus, daß Sie Mitglied des Klubs werden wollen. Das können Sie, wie  
jeder Andere, durch Zahlung eines Beitrages von fünfhundert bis tausend  
Mark erreichen. Von Ihnen erwarten wir aber mehr. Die Einrichtungs-  
kosten sind hoch und wir haben uns, da die Beiträge zur Deckung nicht aus-  
reichen, genöthigt gesehen, von reichen Leuten unverzinsliche Darlehen für  
den Klub aufzunehmen. Vielleicht werden auch Sie, Herr Direktor . . .“  
„Mit dem größten Vergnügen“, antwortete Herr Romeick; „wie viel brauchen  
Sie noch, meine Herren?“ „Fünfzehntausend Mark.“ „Es wird mir eine Ehre  
sein, diese Summe dem Klub zu schenken.“ „Bitte, Herr Direktor: Geschenke  
können wir nicht annehmen; aber wir acceptiren die Summe gern als  
unverzinsliches Darlehen, bleiben Ihrer Großmuth zu Dank verpflichtet und  
hoffen, Sie recht oft als Gast in unseren Klubräumen begrüßen zu dürfen.“  
„Allzu oft werde ich wohl nicht kommen. Sehen Sie mal, meine Herren“ —  
der Direktor wies auf seinen fetten Leib — „mit solchem Gepäck steigt man  
nicht gern Treppen.“ „Wenns weiter nichts ist: wir haben die Absicht, einen  
Fahrstuhl bauen zu lassen; nur fehlt uns leider noch das nöthige Geld.“

„Dann allerdings . . . Haben Sie eine Ahnung, was der List ungefähr kosten könnte?“ „Zufällig“, erwiderte der Generalsekretär, „ganz zufällig habe ich den Kostenanschlag in der Tasche; hier ist er: die Anlage kostet zehntausend Mark.“ „Mit besonderer Freude stelle ich Ihrem Klub auch diese Summe zur Verfügung.“ „Wir werden dem Vorstand sofort Ihre hochherzige Bereitwilligkeit melden.“ „Sehr liebenswürdig. Ich lege übrigens keinen Werth darauf, daß mein Name als des Darleihers über den Kreis der Vorstandsmitglieder hinaus bekannt wird.“ „Wie es Ihnen beliebt, verehrter Herr Direktor. Adieu.“ „Adieu“. Die Unterredung hatte knapp fünfzehn Minuten gedauert. Am Abend war Vorstandssitzung des Berliner Presse-Klubs, dem damals Herr Sudermann präsidirte. Die Emissäre schilderten ihr Vormittagserebniß. Das unverzinsliche und unbefristete Darlehen wurde einstimmig angenommen. Bald danach las Herr Sudermann in einer Plenarsitzung des Vorstandes ein „warmherziges Dankschreiben“ vor, das er an Herrn Romeick richten wolle. Begeistert stimmten die in stattlicher Zahl erschienenen Mitglieder zu, man hörte Hochrufe auf Romeick, den edlen Spender, und das warmherzige Dankschreiben wurde abgesandt.

Die Emissäre sind nicht zu tadeln. Der Eine stand an der Spitze kaufmännischer Vereine, der Andere giebt ein Adreßbuch der chemischen Industrie heraus. Sie machen nicht öffentliche Meinung, sind nicht mit der Berufspflicht belastet, finanzielle Unternehmungen öffentlich zu kritisiren. Als die in Geschäften Erfahrensten waren sie gebeten worden, Geld zu schaffen. Der Verein Berliner Presse nimmt Personen, die seinen Kassen große Geldbeträge schenken, als Außerordentliche Mitglieder auf. Der Berliner Presse-Klub war Jedem geöffnet, der mindestens fünfhundert Mark zahlte, und hatte schon allerlei reiche Leute angepumpt. Nur natürlich also, daß die Geldsucher sich an Herrn Romeick, das Außerordentliche Mitglied des Vereins Berliner Presse, wandten: er hatte gezahlt und würde gewiß wieder zahlen. Um die Moral des Handels brauchten die Vermittler sich nicht zu kümmern; sie legten ihren Vorschlag den Schriftstellern vor, die dann nach freiem Ermessen entscheiden mochten. Und diese Schriftsteller nahmen das Geld und jubelten dem edlen Spender zu. Nicht einmal im Traum, sagen sie jetzt, sei ihnen der Gedanke gekommen, Herr Romeick habe das Geld im Namen seiner Bank gegeben und etwa gar die tückische Absicht gehegt, durch diese Summe sich das Wohlwollen der Presse zu erkauften. Wundervoll. Warum aber bestanden sie dann so ängstlich auf der Form des Darlehens? Von einem Mitglied, einem edlen, hochherzigen, nichts Arges sinnenden Manne, der es freiwillig anbietet, kann ein Verein getrost ein

Geschenk annehmen. Das thun die feinsten Vereine jeden Tag. Die Begründer des Presse-Klubs aber dachten, ihnen, den im Richteramt Thronenden, könne man am Ende verübeln, wenn sie von reichen Kaufleuten und Bankdirektoren Geldgeschenke annähmen. Deshalb durfte es nur ein Darlehen sein. Kein Zurechnungsfähiger konnte je mit der Möglichkeit rechnen, der Presse-Klub — er ist heute so gut wie verfracht — werde in die Lage kommen, die geborgten großen Summen zurückzuzahlen. Dennoch: ein Darlehen nur. Und warum dann das warmherzige, in den stärksten Ausdrücken stolzirende Dankschreiben des Herrn Sudermann? Wir möchten es lesen. Es ist bei den Akten des Pommernprozesses und im Archiv des Presse-Klubs. Warum wird es nicht veröffentlicht? Warum nicht klipp und klar gesagt, welche Kaufleute und Bankdirektoren außer Herrn Romeick noch zur Tributzahlung gepreßt worden sind? Glauben die guten Leute im Ernst, wir würden uns bei dem albernen Gesinn beruhigen: sie hätten sich ja nichts Böses gedacht und nicht an den Bankdirektor, sondern an den hehren Menschenfreund Romeick appellirt? Uns vorschwäzen lassen, der Name Romeick sei gar nicht genannt worden, — da wir jetzt doch wissen, daß Dankbrief und Adresse „in einer sehr zahlreich besuchten Plenarsitzung des Vorstandes“ verlesen wurden?

Herr Romeick nahm die Sache so nüchtern, wie sie zu nehmen war. Noch leben wir nicht in amerikanischen Verhältnissen; und lange könnte man mit der hellsten Laterne den Direktor einer Bank zweiten Ranges suchen, der, ohne auch nur seinen Namen öffentlich genannt zu wünschen, für einen ihm gleichgiltigen Klub, in den er gar nicht gehen will, fünfundzwanzigtausend Mark hergiebt. Herr Romeick mag zu seinem Wittdirektor gesagt haben: „Die Leute von der Presse waren bei mir. Sie brauchen wieder mal Geld. Klub oder so was Aehnliches. Fünfundzwanzig Tille diesmal. Natürlich geben wirs. Gerade jetzt, wo unsere Banken von Gehlsen und Genossen so scharf angegriffen werden, sehr erwünscht. Man hat doch Fühlung; und die Leute werdens nicht vergessen und auf ein Institut Rücksicht nehmen, das ihre geselligen Bestrebungen so wesentlich gefördert hat. Um gedeckt zu sein, wollen sie die Form eines unverzinslichen und unbefristeten Darlehens. Sehr vernünftig. Und da sich von selbst versteht, daß ich das Geld nicht als Privatmann gebe, habe ich ihnen gesagt, daß ich keinen besonderen Werth darauf lege, meinen Namen über den Vorstandskreis hinaus genannt zu wissen. Einverstanden?“ „Aber mit Wonne, Kollege.“ Herr Romeick hat nicht, wie man uns jetzt vorlügen möchte, verboten, seinen Namen zu nennen, sondern nur gesagt, er lege auf die Bekanntmachung keinen besonderen Werth. Und er

hat sich über die Wahl der Darlehnsform sicher gefreut. Ein Geschenk konnten die Presseleute einstecken und ein paar Monate später mit gedoppelter Wucht sittlichen Bornes gegen die Pommernbank toben: Denkt Ihr etwa, wir seien durch Geschenke zu kirren? O nein, wir . . . Man kennt ja die böseste Sorte der Zeitungschreiber. Die erpressen Freibillets, Tantiemen, Benefiztrräge von Theaterdirektoren, deren Wirthschaft sie nachher trotzdem latonisch schelten. Ueber ein unbefristetes Darlehen aber kämen auch sie nicht hinweg. Das Gesetz schreibt vor: „Ist für die Rückerstattung eines Darlehens eine Zeit nicht bestimmt, so hängt die Fälligkeit davon ab, daß der Gläubiger oder der Schuldner kündigt. Die Kündigungsfrist beträgt bei Darlehen über dreihundert Mark drei Monate.“ Die Pommernbank konnte also, wenn sie mit dem Presseklub oder mit einzelnen seiner Mitglieder unzufrieden war, stets an den Vorstand schreiben: Von heute in drei Monaten müssen die fünfundzwanzigtausend Mark bei Gefahr der Einflagung zurückgezahlt sein. Und woher nahm der mittellose Klub dann das Geld? Er hat es bis heute ja noch nicht zurückgezahlt. Im Juni 1901 brach die Pommernbank zusammen, seit dem Juni 1901 saßen die edlen Spender im Gefängniß, seit vier Wochen ist die Jammergegeschichte durch die Gerichtsverhandlung bekannt geworden: und noch immer ist kein Pfennig zurückgezahlt. Die Liquidatoren und Reorganisatoren der Pommernbank scheinen zu glauben, Pressevereinen sei die Rückerstattung von Darlehen nicht zuzumuthen. Sie werden hiermit öffentlich aufgefordert, ohne längeres Säumen ihre Pflicht zu erfüllen. Die Pommersche Hypotheken-Aktien-Bank und ihre Rechtsnachfolger haben von dem Berliner Presse-Klub fünfundzwanzigtausend Mark zu fordern, die drei Monate nach dem Kündigungstage fällig sind. An ihre Pflicht seien auch die Klubmitglieder gemahnt, die auf die Ehre ihrer Person und ihres Standes halten: sie haben aus den Geschäftsbüchern schleunig die Namen aller Kapitalisten und Banken festzustellen, die Geld für die Klubeinrichtung gegeben haben, und dafür zu sorgen, daß dieses Geld bis zum Ende des Jahres zurückgezahlt ist. Wie sie es, durch welche Veranstaltungen, aufbringen, ist ihre Sache. Die Schande muß endlich aus der Welt geschafft werden.

Für eine Schande halte ichs; und kein Rügewort scheint mir für den ecken Handel zu scharf. Wenn die berliner Zeitungsleute ein Klublokal haben wollen, mögen sie zusammenschließen, wohlhabende Schriftsteller um Beiträge, bekannte um Vorträge bitten, literarische Abende mit zugkräftigem Programm veranstalten, mit Bällen oder Gartenfesten ihr Glück versuchen, Herrn Scherl, als den Mann, der aus journalistischer Arbeit den reichsten

Nutzen zieht, auffordern, ihnen in seinem großen Gebäudekomplex passende Räume zu überlassen, — was sie wollen. Ein Weg nur ist ihnen gesperrt; und diesen einen gerade haben sie beschritten. Sie haben von Kaufleuten und Bankdirektoren, deren Wirken sie öffentlich zu richten berufen sind, Geld erbettelt. Sie haben vom Geheimrath Hinz und vom Direktor Kunz, von Personen, deren dringendes Geschäftsinteresse ist, sich für alle Fälle gut mit der Presse zu stellen, Tausende angenommen, die ihr Klub nicht zurückzahlen konnte. Die Pommerbank hat ihnen bis heute an Zinsen allein mindestens fünftausend Mark geschenkt. Und als der Direktor Romeid angebettelt wurde, war seine Bank schon öffentlich schroff angegriffen worden. Die Hypothekenkatastrophe hätte nicht den ungeheuren Umfang angenommen, wenn diese Angriffe und die Warnungen Pauls Voigt nicht von Hauptorganen der berliner Pressetotgeschwiegen worden wären, deren Mutter- und Tochterverein von Romeid und Schulz — und wer weiß, von wie vielen Bankherrschern noch? — Geld bekommen hatten. Wie würde man über beamtete Richter denken, die das Recht suchende Publikum um milde Gaben für ihre Unterstützungskassen und Klublokale bitten ließen? Das hat der Verein und der Klub der berliner Presse gethan. Und der Mann, der, um sich bei den Theaterrichtern beliebt zu machen und zu zeigen, was unter seinem Präsidium erreicht werden könne, diese Wirthschaft geduldet und mit seinem berühmten Namen gedeckt hat, dieser mit Millionenzinsen gesegnete Herr Hermann Sudermann hat sich obendrein dann noch erfrecht, öffentlich in die Moraltrumpete zu stoßen und durch Verleumdungen und Textfälschungen ein schlechtes Licht auf Männer zu werfen, deren geringster noch lieber auf einer wirklichen Plantage Kulbidienste leisten als sich der Zumuthung fügen würde, an einen bestechend hochherzigen Romeid ein warmherziges Dankschreiben zu richten.

Jede Uebertreibung schadet der Sache, der sie hitzig nützen wollte. Vielleicht hatte kein einziges Klubmitglied den Vorschlag, sich in seiner journalistischen Arbeit durch die Geldgeschenke und unverzinslichen Darlehen der Bankdirektoren beeinflussen zu lassen. Wahrscheinlich haben auch die Herren Schulz und Romeid nicht geglaubt, nun sei für ihre Bank nichts, gar nichts mehr zu fürchten. Eher schon darf man annehmen, daß auf beiden Seiten ein unbestimmter Dolus vorhanden war. Männer von vielen Graden verhandeln nicht wie Spitzbuben und Fehler. Der Geldmann sagt nicht zum Schreiber: Hier ist ein brauner Lappen; nun lobe mich oder halte das Maul. Nein. Die Geldleute denken: Wenn wir den Kerlen von der Presse Gefälligkeiten erweisen und in angenehmem persönlichen Verkehr mit ihnen stehen, werden

sie, so lange es, ohne aufzufallen, irgend geht, Rücksicht auf uns nehmen. Und die Presseleute: Wenn die Progen sich einbilden, mit den paar Kröten unser Schweigen für alle Fälle erkaufen zu können, sind sie schief gewickelt. Doch warum sollen wir ihren Wahn nicht für unsere gute Sache ausbeuten? Die man in der Nähe sieht, sind ja feine und nette Kerle; und so gefällig, für unser Standeswohl so liebevoll interessirt. Erpressung? Bestechung? . . . Schon Lessings *Riccant* hat über die Plumpheit der deutschen Sprache geklagt. Man bleibt im Rahmen des Ueblichen, im Bereich alter Gewöhnung. Man nimmt, auf Pump oder als Geschenk, Geld von Allen, die sich bei der Presse beliebt machen wollen oder müssen, verspricht aber weder ausdrücklich noch in der Busens Tiefe eine bestimmte Gegenleistung. Sehr schön. Nur verschone man uns gnädig mit Ratonenheuchelei und kindischen Lügen. Unwahr ist die Behauptung, Verein und Klub der berliner Presse hätten nichts mit einander zu schaffen; in Kürschners *Literaturkalender* kann man, unter den „offiziellen Mittheilungen“, die von den Vereinsvorständen eingesandt und corrigirt werden, lesen: „Sitz des Vereins Berliner Presse in den Räumen des Berliner Presse-Klubs“; und: „Zweck des Berliner Presse-Klubs: im Anschluß an den Verein Berliner Presse dessen Mitgliedern einen Mittelpunkt für den geselligen Verkehr zu bieten“. Unwahr ist die Behauptung, die Motive, die Romeick und Genossen zu ihren Geldgeschenken trieben, seien von den viel-erfahrenen Schreibern jemals verkannt worden. Unwahr die Angabe, die Reichsgeschäfte der Schulz und Romeick hätten, als das Geld erbeten und angenommen wurde, allgemein noch für unantastbar gegolten; Herr Romeick hat selbst vor Gericht gesagt, gerade nach Gehlens Angriffen sei ihm die finanzielle Beziehung zum Presse-Klub besonders willkommen gewesen; und Herr Gehlen, dessen *bona fides* Manchem zweifelhaft sein mag, der einem blinden Fanatiker aber mehr als einem Erpresser ähnelt, hatte nicht als Einziger die Hypotheken- und Immobilien-Banken üblen Handelns bezichtigt. Unrichtig ist schließlich auch, was Herr Friedrich Dernburg über seinen Vereinsgenossen von der Pommernbank ins Berliner Tageblatt schrieb: „Romeick hätte sein Geld sparen können. Nicht eine Minute später ist um seiner Bestechungen und Bestechungsversuche halber seine Bank in die Luft gegangen.“ Falsch. Erweislich wahr aber, daß alle gegen die Hypothekenbanken gerichteten Angriffe totgeschwiegen wurden und daß Klubmitglieder einen der Angreifer zu überreden suchten, er möge so ehrenwerthe und artige Männer doch lieber ungerupft lassen. Wenn die Alarmrufe der Herren Voigt, Bernhard, Gehlen in der großen Presse ein Echo gefunden hätten, wäre Herr

Schulz nicht Kommerzienrath, die Pommernbank nicht Hofbank geworden, sondern wahrscheinlich schon 1899 „in die Luft gegangen.“ Als die Katastrophe dann kam, wurden die Sittenwächter freilich sadgrob, gröber, im Urtheil vor-eiliger, als besonnenes und mitleidiges Menschengefühl ihnen erlauben durfte. Die Angeklagten — die jetzt, nach zweijähriger Untersuchung und fünfzig-tägiger Hauptverhandlung, als einer Strathat nicht mehr dringend verdächtig, durch Gerichtsbeschluss aus der Haft erlöst worden sind — wurden in der Presse wie überführte Verbrecher behandelt; Herr Romeick sank, zum Bei-spiel, in der dornburgischen Darstellung zum „einfältigen“, „cynischen“, „absolut untergeordneten“, „offenbar in hohem Grade gemeingefährlichen Menschen“ herab. Werden diese Leute nie lernen, daß es unanständig ist, einen wehrlosen Angeklagten zu schimpfen? Hatten nicht gerade sie allen Grund, einem Manne, dem sie so theuer gewesen waren, in seiner Noth sich billig zu zeigen? War der Drang, die Gewissensbelastung unter Wuthkrämpfen zu bergen, stärker als das Gebot einfachster Menschenpflicht? Dann mußte man sich wenigstens von der Schuld befreien. Seit dem Venz 1901 saß Herr Romeick im Gefängniß. Und im Verein Berliner Presse, im Berliner Presse-Klub stand Keiner auf und sprach: Der Mann, der uns Geld geschenkt und geborgt hat, ist schwerer Vergehen angeklagt, gilt den Meisten unter uns als über-führt und wird in der Presse ein Betrüger gescholten; wir müssen ihm das Geld zurückgeben, das für ihn, einen verheiratheten Mann, der behauptet, sein ganzes Vermögen eingebüßt zu haben, jetzt ein stattliches Kapital ist. In zwei langen Jahren sprach Keiner so. Stinkt auch das Geld Derer nicht, die man für Verbrecher hält? Oder wußten, so erstaunt sie sich nach der moabiter Enthüllung stellten, die Fabrikanten öffentlicher Meinungen stets, daß nicht ein Privatmann, sondern die Pommernbank ihr Gläubiger und daß der Name Romeick nur die Deckadresse des warmherzigen Dankschreibens war?

Einerlei. Sie sind im Rahmen des Ueblichen geblieben. Vor zwölf Jah-ren wurde Herr Sonnenthal öffentlich als „Wohlthäter der Presse“ gefeiert, weil er von seinen berliner Gastspieleinnahmen dem Verein Berliner Presse dreitausend Mark geschenkt hatte. Vor elf Jahren stand in den Zeitungen, Herr Haase habe beim Beginn seines Gastspieles die höchste der von ihm zu erzielenden Einnahmen dem Verein Berliner Presse versprochen. Vor zehn Jahren enthielt ein vom Vereinsvorstand in Sachen wider Harden dem berliner Landgericht eingereichter Schriftsatz das Geständniß, die Benefizvorstellungen, deren Ertrag der Verein Berliner Presse sich von Theaterdirektoren schenken läßt, seien „das Aequivalent“ für die Notizen, die Coulistengeschäftsleute und Gast-

spieler versenden und die in den Feuilletons pünktlich abgedruckt werden. Auch Bankdirektoren verschicken manchmal Notizen; und wenn sie den Pressekumpaneien Geld schenken oder zinslos auf unbestimmte Zeit borgen, so ist eben ein Äquivalent und kann kein Aergerniß geben. Nur böser Sinn wird den Sonnenthal, Haase, Lautenburg, Romeid & Co. den freolen Wunsch zutrauen, mit ihrem Geld sich in die Gunst der Presse einzukaufen. Und wie der erste, so entfernt sich auch der zweite der im Verschleierungsprozeß entschleierte Vorgänge nicht von der Usance. Herr Dr. Leipziger, der mit dem Mutterwitz und slinker Reimspielerkunst begabte Herausgeber des Kleinen Journals, hatte, als der größte Theil seines Vermögens aufgebraucht war, sein Verlagsunternehmen in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt und vierhundert Antheilscheine im Nominalwerth von je tausend Mark ausgegeben. Ein Freund, an dessen Namen er sich nicht mehr erinnern kann, rieth ihm, sich an die Pommernbank zu wenden, der denn geschwind auch fünfzig Antheilscheine zum Kauf angeboten wurden. Die Herren Schulz und Romeid lehnten das Angebot ab; natürlich: das Kleine Journal hatte noch nie einen Ueberschuß gebracht, die Antheilscheine waren zunächst also ziemlich werthlos. Da erhielt die Bankdirektion den folgenden Brief: „Herr Stutterich theilt mir soeben Ihren ablehnenden Bescheid wegen Dr. Leipziger mit. Ich glaube, Sie thun sehr Unrecht und fügen dem Institut unberechenbaren Schaden zu, da erstens Herr Dr. Leipziger nichts geschenkt haben will und die Ihnen offerirte Verpfändung eines Antheils seines Blattes als eine mehr als genügende Sicherheit zu betrachten ist. Eine feindselige Haltung des Kleinen Journals ist wohl mehr als zu vermeiden und die Macht des Blattes darf nicht unterschätzt werden; es kann unter Umständen geradezu verhängnißvoll werden. In dieser Zeit, wo die mächtigsten Institute durch Zeitungnotizen ins Wanken gebracht werden können, wäre es geradezu ein großer Fehler, sich der Freundschaft des Dr. Leipziger nicht zu versichern. Ich spreche dabei nur in Ihrem Interesse und glaube, Ihnen einen noch größeren Dienst zu erweisen, wenn Sie Dr. Leipziger ganz zu dem Ihrigen machen. Ich kann nur wiederholen, daß ein Refus unabsehbarer Schaden bringen könnte. Ihr Georg Goldberger.“ Dieser Brief, für dessen Veröffentlichung wir dem „Vorwärts“ dankbar sein müssen, ist von fast allen Zeitungsmachern pflichtwidrig verschwiegen worden. Herr Dr. Leipziger hat als Zeuge beschworen, daß er ihn nicht gekannt hat. Der Schreiber, Generalkonsul Goldberger, ist tot. Er hätte vielleicht manches Erhebliche zur Sache auszusagen gehabt. Jetzt ist nicht mehr festzustellen, ob er nur eine hohe Provision verdienen oder

wirklich der Pommernbank einen Dienst leisten wollte; und einen Menschen, der nicht mehr reden, einen Verdacht nicht abwehren kann, soll man ruhen lassen. Die Auffassung, die aus dem Brief spricht, birgt beinahe jeder Finanzmann im Geheimschrein des Herzens: wer sich die Presthtrannen nicht zu Freunden macht, kann sich unabsehbaren Schaden zuziehen; und ihre Freundschaft gewinnt man durch Subventionen. Staatsanwaltschaft und Gerichtshof haben nicht nöthig gefunden, thatsächlich festzustellen, ob, wann und wie oft das kleine Journal für die Pommern- und Immobiliengeschäfte eingetreten ist. Sicher ist jetzt nur: die Herren Schulz und Romeid haben, nachdem Voigts Schrift gegen die berliner Hypothekenbanken erschienen war, fünfzig Antheilscheine gekauft und bezahlt, aber selbst für so werthlos gehalten, daß sie die vom Dr. Leipziger vorläufig ausgestellten Wechsel, die, sobald die Scheine geliefert waren, zurückgegeben werden mußten, als Deckung behielten; der Herausgeber dünkte sie zahlungsfähiger als das Blatt. Seit Jahren gehört also mindestens ein Achtel des kleinen Journals einer berliner Bank. Das ist nichts Unerhörtes. Das kleine Journal ist von Strousberg zur Förderung seiner Privatinteressen gegründet worden, als er die „Post“ an die Diskontogesellschaft verkauft hatte, aus deren Besitz sie in Stumms Hände (und nach dessen Tod in die Obhut anderer Großkapitalisten) kam. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung gehört der hamburgischen Firma Ohlendorff. Reiche Cobteniten gaben, unter Bambergers Führung, in Berlin einst die „Tribüne“ heraus. Eine Bodentreditbank sicherte sich vor dreißig Jahren die Herrschaft über die Spenersche Zeitung. Das Defizit der Berliner Neuesten Nachrichten wurde von Krupp, später von kleineren Industriekönigen gedeckt. Antheilscheine der Freisinnigen Zeitung sollen im Besitz der Bank für Handel und Industrie sein. Und die Nationalzeitung, die Spakvögel ein „vornehmes Blatt“ nennen, lebt bekanntlich von Bankgeldern; ihr Direktor, Herr Viktor Hahn, der schon in Oestreich recht bekannt war, dann als Handelsredakteur ans kleine Journal kam, den aber Herr Romeid nie gesehen haben will, hat erst in den letzten Wochen wieder in allen möglichen Banken um Geld für die eben so vornehme wie bedürftige Nationalzeitung gebettelt, — an einzelnen Stellen sogar unter erschwerenden Umständen. All diese Blätter mimen die keusche Tugend; ihre Redakteure, denen im ganzen Interessengebiete der Aushälter die Richtung vorgeschrieben ist und die gemiethet sind, um als Puzmacher, Friseur und Parfumeur den Reiz der femmes entretenues zu erhöhen, müssen thun, als holten sie täglich zweimal heiligste Ueberzeugung aus dem tiefsten Grund ihrer Seele; und wenn in der Nationalzeitung

die überwiegende Mehrheit der nationalliberalen Partei gescholten, gehöhnt und eine dem höchst mobilen Bankkapital Gewinn verheißende Politik empfohlen wird, geberdet sogar die eingeweichte Pressnachbarschaft sich, als rege unter Larven sich die einzig demokratisch fühlende Brust und als habe im Lager des Erzfeindes freier, nie verknechteter Mannesmuth dem Recht, der politischen Redlichkeit, der sittlichen Wahrhaftigkeit eine Stätte geschaffen.

Das Kleine Journal giebt sich wenigstens nicht für besonders vornehm aus und ist kein politisches Blatt. Daß die Herren Schulz und Romeid für eine solche Zeitung fünfzigtausend Mark übrig hatten, mußte auffallen. Sie wußten, daß sie auf Dividende nicht rechnen durften, konnten das Geld ihrer Bank besser anlegen und ließen sich von der Vogelscheuche, mit der Georg Goldberger drohte, gewiß nicht schrecken. Warum also? Herr Dr. Leipziger schreibt: „Die Zusage der Leiter der Pommerbank, fünfzig Antheile des Kleinen Journals zu übernehmen, ist zur Glanzzeit des Institutes, nämlich wenige Tage, nachdem es zur Hofbank der Kaiserin ernannt worden war, erfolgt.“ Das höfische Wehrzeichen hat ihnen — die Spazierpfeifen es von den Dächern — der Freiherr von Mirbach verschafft. Dieser interessante Herr, Oberhofmeister und Kabinettschef der Kaiserin, Excellenz, Kammerherr, Generalmajor à la suite der Armee, braucht immer Geld; nicht für sich natürlich, sondern für Kirchenbauten, Kirchengestaltung, Kirchenbeleuchtung und fromme Stiftungen ähnlicher Art. Er ist unermüdet im Dienste des höchsten Herrn und der Allerhöchsten Herrin und scheut im Bewußtsein so hohen Wirkens auch die Ausnutzung menschlicher Schwächen nicht. Protestanten und Katholiken, Atheisten und (namentlich) Juden sind von ihm sehr oft und sehr eindringlich um milde Gaben gebeten worden; und wo drei wohlbegüterte Hebräer beisammenstehen, hat mindestens zweien schon das Mirbächlein lockende Weise gemurmelt. Das ist in Preußen ja auch schon Usance geworden; man kennt sogar die Leute, die zur Ausschmückung (so nennt man) berliner Straßen und Plätze beige-steuert, und die anderen, die Geld und Gratielieferungen un-sanft verweigert haben. Wer für ein Gotteshaus sein Scherflein schickt, bekommt einen Dankbrief, wahrscheinlich einen fast sudermännisch warmherzigen; wer höhere Verdienste und beträchtlichere evangelische Leistungen aufzuweisen hat, kann auf sichtbarere Auszeichnung zählen. Ob der Herr Jesus sich solchen Mühen und Nüchterns freut, mögen Theologen entscheiden; am Ende wäre er lieber hienieden obdachlos als in einer von Sanden, Schmidt und Konsorten erbauten Kirche angebetet. Wir müssen voraussetzen, daß der Freiherr von Mirbach nicht weiß, wie oft die von ihm zu gottgefälligem Werk

Auserwählten knirschend und stöhnend dem Rufe folgen, wie oft sie in heller Wuth aufkreischen: Könnte ich nur, wie ich wollte! ... Das hat freilich Herr Schulz gewiß niemals gethan. Er ist dankbar und verschwiegen. Als er, an dem selben Tage, wo Herr Leipziger als Zeuge vernommen worden war, vom Staatsanwalt gefragt wurde, für welche „wohlthätigen Zwecke“ er denn die spurlos verschwundene Million ausgegeben habe, verweigerte er hartnäckig die Aussage. Einen großen, vielleicht den allergrößten Theil hat sicher der freiherrliche Kirchenpatron bekommen, der in seiner Arglosigkeit den urchristlich frommen Hypothekenbankdirektor lieben lernte und in dem Hochgefühl, eine schöne Menschenseele gefunden zu haben, „an maßgebender Stelle“ befürwortete, dem Pommerninstitut für die Dauer der schulzischen Aera den ganz ungewöhnlichen, privilegirenden Titel einer Hofbank der Kaiserin und zugleich das nicht minder wichtige Recht zu verleihen, sich der „Staatsaufsicht durch die königlich preussische Regierung“ rühmen zu dürfen. Auch wurde, gegen den Wunsch der Kaufmannschaftsvorstände, Herr Schulz zum Kommerzienrath ernannt. Das geschah in Preußen, kurz vor dem Pommernkrach. Und ein paar Tage nach der Verleihung des Hofbanktitels ließen die Herren Schulz und Romeid fünfzigtausend Reichsmark in die Kasse des kleinen Journals fließen, das damals das Organ des Freiherrn von Mirbach war und ohne neue Zuschüsse nicht zu halten gewesen wäre. Ich behaupte — und der halbe Thiergarten weiß —, daß Herr Dr. Leipziger, der lustige Berschmied, der Verfasser der „Ballhausanna“, der witzige Coupletreimer und Schwänkefinner, von dem Oberhofmeister und Kabinettschef Freiherrn von Mirbach, Excellenz, der Gunst des Pommernbankdirektors empfohlen worden ist.

Ich behaupte ferner, daß wir noch lange nicht alle Journalisten kennen, die von Schulz und Romeid bares Geld bekommen haben. Drei Fälle sind erwiesen. Herr Julius Salomon, Chefredakteur des Berliner Börsen-Couriers, erhielt tausend Mark; er ist bis heute noch nicht weggejagt worden. Herr Moriz Meyer, früher Handelsredakteur der Vossischen Zeitung, steht mit zweitausend Mark zu Buch; er ist Professor und konnte nicht mehr kompromittirt werden. Herr Max Wittenberg, der leider auch für die „Zukunft“ Beiträge geliefert und hier zwar nicht den Pommernconcern, aber die Spielhagenbanken milden Herzens kritisiert hat, bezog einen Jahreslohn von zwölftausend Mark; für eine „Wirksamkeit rein wissenschaftlichen Charakters, die außer jedem Zusammenhang mit meiner journalistischen Thätigkeit stand“, sagt er in einem Rundschreiben. Eine Wissenschaft, die von der Gnade der Bankdirektoren lebt und zufällig diesen Direktoren günstige „Gutachten und

Gesetzesinterpretationen“ zu Tage fördert, wird Jeder zu schätzen wissen. Aber ich sammle heute nur Beweisstücke und darf mich bei Commentaren nicht aufhalten. Die Bestochenen mögen einstweilen laufen. Seit Wochen plärrt man uns ja ins Ohr, „schlechte Elemente“ gebe es in jedem Beruf, doch die Presse als Gesamtheit . . . Und so weiter. Wenn nun in den Geheimbüchern der Pommerenbank aber viel mehr Prostituirte der Presse zu finden sind, als wir jetzt noch ahnen? Sie sind zu finden; und wurden die Bücher vernichtet, so kann das Gericht Zeugen verhören. Doch wichtiger als die Zahl der Bestochenen scheint mir die Usance Derer, die aus Bankfassen nie auch nur ein Pfennigstipendium annehmen würden. Und diese Usance haben wir an großen Mustern nun würdigen gelernt.

. . . Was ich vor acht Tagen als wahrscheinlich andeutete, ist Ereigniß geworden: die Strafkammer, eine moderne chambre introuvable, glaubt, zur Fällung eines gerechten Spruches neuen Materiales zu bedürfen; sie erklärt, ihr Gewissen verbiete, auf das schwankte Ergebniß der Beweisaufnahme ein Urtheil zu bauen; sie vertagt die Hauptverhandlung, fordert die Staatsanwaltschaft zur Ergänzung des Anlagestoffes auf und entläßt die Herren Schulz und Romeick ohne Kaution aus der Haft. Ueber die sachliche und kriminalpolitische Bedeutung dieses Beschlusses, der nach zweijähriger Voruntersuchung, nach fünfzigstägiger Verhandlung, nach sechs Plaidoyers, nach Repliken und Dupliken verkündet wurde und ohne Beispiel in der preussischen Prozeßgeschichte ist, wird noch zu sprechen sein. Als ich gesagt hatte, auch nach Schluß der Beweisaufnahme könne man dem langen Bankprozeß einstweilen nur einen Prolog schreiben, wurde ich in Briefen, auf Karten ob solchen Zaubern verspottet; und hatte doch richtig gewittert. Alle Zeugenaussagen, Gutachten, Protokole, Stenogramme sind jetzt werthlos geworden. Die Beweisaufnahme fängt noch einmal von vorn an. Die Herren Schulz und Romeick freuen sich der Freiheit, können in Freiheit ihre Vertheidigung gründlich vorbereiten. Und der Gerichtshof fühlt sich „verpflichtet, die materielle Wahrheit zu ermitteln und dabei weder nach oben noch nach unten zu sehen“. Das kann sehr schön werden. An Material solls ihm diesmal nicht fehlen.



## George Meredith.

**I**n Voy-Hill, nah bei London, lebt ein englischer Dichter, der auf dem Kontinent fast gar nicht und in seiner eigenen Heimath viel zu wenig gekannt ist: George Meredith. Er ist am zwölften Februar 1828 in Hampshire geboren worden, also fünfundsiebenzig Jahre alt. Seine Bilder zeigen ein bärtiges Gesicht, das von großer Milde und tiefem Denken spricht; Dante Gabriel Rossetti hat ihn einmal als Christus gemalt. Im Jahr 1851 erschienen seine ersten Gedichte, acht Jahre später sein erster Roman „Die Feuerprobe Richard Feverels“; von da an folgte ein Werk schnell dem anderen. Aber erst nach 1880 wurde sein Name bekannt und noch heute, nachdem Swinburne, Legallienne und Andere enthusiastisch für ihn geschrieben haben, gehört er nicht zu den meist gelesenen englischen Romanciers. Wer seine Werke liest, wird Das begreifen. Sie sind viel zu fein, viel zu wenig sensationell für den Durchschnittsgeschmack englischer Leser. Nicht an der Kunst, zu fabuliren, fehlt es ihm: die Fülle seiner Erfindung erinnert vielmehr an Balzac und Maupassant und manchmal ist die Fabelführung fast allzu lebhaft für unseren Geschmack. Doch schon beim ersten Lesen seiner — höchst verschiedenartigen — Werke merkt man den Unterschied von anderen Unterhaltungsbüchern. Meredith ist der Vertreter des psychologischen Romans in England. Handlung und psychologische Entwicklung, die eins sein sollten, sind im modernen Roman in Zwiespalt gerathen. Nur die Besten sind von diesem Zwiespalt bewahrt geblieben. Dostojewskij, Tolstoi oder Maupassant fehlt es wahrhaftig nicht an Handlung, aber die Ereignisse, die ihre Phantasie gestaltet und reicht, wählen alle Tiefen unserer Seele auf. Die Ereignisse des gewöhnlichen, ja, des besseren englischen Romans sind von betäubender Neufellichkeit. Niemand ist von der Tradition seines Volkes ganz frei und diese Traditionen sind vermuthlich nicht ganz ohne Verrechtigung. Meredith aber hat besser als irgend ein Anderer die geistigen Strömungen, das soziale Leben Englands im neunzehnten Jahrhundert dargestellt. Er ist einer der schärfsten Beobachter moderner Menschen, von unbarmherziger Psychologie; er kennt die Masken der Menschen, er kennt all ihre Selbstlügen, die Abgründe, die sich unter Glanz und Heroismus verbergen, er kennt ihre ganze Schwäche; er sieht, wie sehr ihr Weg ein ewiges Schwanken ist, und zeichnet spöttisch die tausend Zufälle, deren beständiger Spielball sie sind, ohne darüber einen Augenblick die große Linie, die der unzerstörbare Charakter dem Schicksal aufsprägt, um Haaresbreite abgleiten zu lassen. In dem Buch, das vielleicht sein stärkstes genannt werden darf, dem Roman „Der Egoist. Eine Komödie.“ hat er in Menschenkenntniß und feinsten ironischer Psychologie ein Meisterwerk geschaffen. Es ist die Geschichte einer zurückgegangenen Verlobung. Der Held scheint der

prächtigtste aller Romanhelden: vornehm, glänzend und großmüthig, der Typus des Edelmannes alter Rasse, verzärtelt von Mutter und Tanten, bewundert von alten und jungen Damen, der Stolz der Grafschaft, Gönner nach allen Seiten; er ist wüthig, er tanzt, wie ein Grandseigneur herablassend tanzt, er sßt zu Pferde wie ein Paladin, er interessirt sich nicht nur für Pferdezucht, sondern auch für Chemie und für arme Verwandte. Wo wäre ein echterer Held? Doch der grausame Autor weiß ihn unmerklich zu viviseciren und mit vorsichtiger Künstlerhand Hülle nach Hülle von dem Skelet zu ziehen: und eine schale Ich-Anbetung kommt zu Tage. Dieser Mann hat das Bedürfniß, als der Herrlichste von Allen zu gelten; es gelänge, wären die Proben nicht zu schwer und die Selbstvergötterung nicht zu vollkommen: so daß für die Liebe kein Raum bleibt. Er glaubt, leidenschaftlicher zu lieben als irgend Jemand, weil er in stolzer Männlichkeit Alles fordert; aber er hat das Unglück, an ein Weib zu gerathen, das nicht nur anbeten will; das mit Schaudern das Skelet fühlt und mit Entsetzen erkennt, daß in dieser großen Leidenschaft nicht ein Gedanke an sie, nicht die leiseste Rücksicht für die Forderungen ihrer Persönlichkeit, also gar keine Liebe ist. Und da hat sie nur einen Wunsch: loszukommen von dieser kalten Herrlichkeit und dieser Aussicht auf endlose Sklaverei. Vor der entsetzlichen Blamage — denn das selbe Erlebnis begegnet dem Baronet zum zweiten Mal — brechen alle Thierlaute tödtlich verletzter Eitelkeit aus ihm hervor. Tragikomisch sinkt das Idol zusammen, vor allen intimen Kennern, — nicht vor sich selbst und nicht vor der Welt, denn George Meredith ist es nicht um eine poetische Philistergerechtigkeit zu thun. Er zeichnet lächelnd und unbarmherzig und hat sich genug gethan.

Die Sucht, nach den geheimen Quellen menschlicher Handlungen zu forschen, treibt ihn im nächsten Jahr, unter dem Titel „Die tragischen Komodianten“ die Geschichte Lassalles und Helenes von Dönniges zu schreiben, als Psychologe die Verbindung eines starken Menschen mit einem Weibe zu erklären, dessen Tragikomödie darin besteht, daß es eben so schwach wie glänzend ist und wegen seines Glanzes von dem Mann für stark gehalten wird. „Es giebt keine Liebe schwacher Menschen.“ Ihre Liebe ist nur eine Mimicry der Sinnlichkeit. Prachtvoll in seiner Komplizirtheit, in seiner Verbindung von Eitelkeit und wirklicher Größe ist das Portrait des verblendeten Titanen, den ein armsüliges Geschöpf so rasch zu Grunde richtet.

Ein Humor, der sich bald in schneidender Ironie und bald in fröhlicher Lustigkeit äußert, strömt durch seine Blätter. Er ist geistreicher als irgend ein englischer Erzähler, den ich kenne. Er ist es fast zu sehr. Aphorismen und Sentenzen sprühen und quellen ihm unerschöpflich, mit einer Gewalt der Bilder, einer Konzentration der Gedanken, wie Browning sie besaß, an dessen Verse Merediths Prosa oft erinnert. Sie strömen ihm in solcher

Fälle zu, daß er sie als Autor nicht bewältigen kann; die Zahl der witzigen und geistreichen Menschen ist bei ihm nicht nur überraschend groß: oft giebt's auch noch einen auserwählten Aphoristiker, aus dessen Büchern die Anderen citiren. Wie ergötzlich ist die gutmüthige Ironie, mit der Meredith die drei streberischen Schwestern in „Sandra Belloni“ darstellt: wie sie uns sympathisch werden mit ihren Kindereien, ihren geheimen Ausdrücken, ihrem heroischen Streben, in vornehme Kreise zu kommen — dem großen Streben so unzähliger Bourgeois —, und dabei wirklich gute und kluge Kinder bleiben. Und der äußerlich so reife, innerlich so sentimentale Lieutenant, ihr Bruder; der feine Unterschied, den Meredith zwischen dem Mann macht, dessen Liebe Leidenschaft, und dem, dessen Liebe Sentimentalität ist: wiedergeben läßt sich diese Fälle hier nicht. Man hat manchmal beim Lesen den Eindruck, daß andere Dichter die Menschen viel zu einfach und geradlinig fassen und nur Meredith die vielfachen Wesenheiten, die in einem einzigen Menschen eingeschlossen leben, verstanden und glaubhaft darzustellen gewußt hat.

Ich sagte schon, daß in einzelnen seiner Romane die Fabel zu robust, die Komposition zu kunstreich vollendet ist. Er führt die sonderbare Verpflichtung des alten Romanes durch, daß jede Person, die einmal darin erwähnt wird, auch irgendwie abgethan werden muß; diese ganz äußerliche Regel führt dann die großen künstlichen Schlußszenen herbei, die uns oft stören, wenn sie auch noch so gut motivirt sind. Wir sind durch die besten europäischen Romane an eine Kunst gewöhnt, der alle Künstlichkeit widerstrebt; und wie Gesichter im Leben uns oft genug bedeutsam anblicken, auf-tauchen und für immer verschwinden, ihre Rolle in einer Situation, einem Erlebnis ausspielen, so dulden und lieben wir es im Roman. Das Leben gleicht ja mehr einer Kette als einem geschlossenen Ring, und wenn der Künstler auch die Kette zu einem Ring schließen muß, so muß er's unmerklich thun und uns die Illusion der Grenzenlosigkeit des Lebens lassen. Das Selbe gilt von einem das tiefste Wesen des Werkes berührenden Gesetz, das seine Höhe bezeichnet. Von dem Kunstwerk, das wir groß nennen, verlangen wir mehr als Witz, als Natürlichkeit und Erfindung, mehr als vollkommene Ausführung: wir verlangen, daß, während es formal abgeschlossen, als ein Ganzes erscheint, als Etwas, das ein individuelles Dasein besitz, wie eine Statue oder ein Bild, es dennoch in einer ununterbrochenen mystischen Verbindung mit dem All stehe. Wir verlangen, daß uns nicht eine zufällige Schönheit, ein Schmuckstück für das Vouboir, gezeigt werde, sondern ein Ding voll geheimen Lebens, dessen Erscheinung seinen Sinn nicht erschöpft, durch das die Weltgesetze zu strömen scheinen und das in einer unsichtbaren Kirche seinen Wunder wirkenden Platz fände, wie das Heiligenbild in der sichtbaren. Wir können Meredith's Romane in zwei Gruppen theilen;

da giebt es Bücher, die, wie „Evan Harrington“ oder „Harry Richmond“, vorzügliche, geistreiche Romane sind, und andere, in denen wir die tiefen Puls-schläge unserer Zeit und die Fragen und Konflikte fühlen, die der Menschheit ans Herz greifen, wie: „The Egoist“ und „Diana of the Crossways“.

Stören uns Einzelheiten in der umständlichen Komposition, die uns veraltet erscheinen, so bleibt doch Merediths Anschauung und Darstellung und Stil immer modern. Schon vor dem „Richard Feverel“ hatte er eine Reihe orientalischer Erzählungen in der Art von Tausendundeine Nacht unter dem Titel „Die Scheerung Schagpats“ veröffentlicht. Da konnte er seiner unerschöpflichen Phantasie die Zügel lassen; nicht Hauff, nicht Beckford können mit diesen flammenden Bildern, diesen sprühenden Einfällen den Vergleich bestehen. Und gerade hier hebt der impressionistische Stil des modernen Erzählers sich von der naiven, unter Ausrufen und Bethuerungen registrierenden Erzählweise der Orientalen sehr seltsam ab. Der Araber berichtet merkwürdige Thatsachen, der Moderne wirkt mit Stimmungen. Der Orientale sagt einfach: „Und siehe, es kamen tausend Schlangen!“ Meredith schildert uns das Zischen und Winden, den Jörn und das Zängeln der gelben, grauen und gefleckten Schepsale; wenn er einen Ueberfall darstellt, so müssen wir die schroffen, kahlen Felswände, die Morgen Sonne, die Pracht der Kasse, das flimmernde Rüstzeug, die bärtigen Reiter vor uns sehen: die ganze Kraft des Schauens und alle Kunst der Darstellung wird aufgeboten, um den Eindruck zu vertiefen. Und wenn uns in einem Roman wie „Rhoda Fleming“ die große Szene im Hause des Pächters, der seine Tochter zwingen will, dem Manu, dem sie angetraut ist, zu folgen, stört, so entschädigt uns nicht nur die Figur Rhodas, die in ihrer herben Kraft und Schönheit und Einfachheit zu den vollendetsten weiblichen Gestalten aller Dichtung gehört, nicht nur das glänzend dargestellte bäuerliche Milieu, sondern vor Allem der ehrliche Schluß. Denn Meredith ist kein Hall Caine, der die Charaktere dem schönen Schluß-effekt opfert, sondern unbarmherzig, wie der große Künstler sein muß; er kennt die Lücken und Wandlungen des Lebens: seine schönen Heldinnen heirathen so verkehrt und thöricht, wie man im Leben heirathet, just den Mann, der nicht für sie paßt, und sie resigniren und geben ihre idealen Forderungen auf; und seine Männer begehen tausend Dummheiten und sie scheitern links und rechts, wie in der Wirklichkeit.

Das hindert ihn nicht, ein großer, starker Optimist zu sein, der an die Zukunft und an die Menschen glaubt. Er hat eine ausgesprochene Vorliebe für Helden von guter Klasse, ob adelig oder nicht, aber Menschen, die sich ihrer Eltern rühmen können. Sein Schauplay ist meist die vornehme Gesellschaft und seine Helden sind fast immer schön und männlich; nicht etwa die puppenhaft mit allen glänzenden Eigenschaften und Tugenden behangenen

jungen Männer des bürgerlichen Romans; aber wie Balzac, scheint er einem gewissen Zuchtwahsprinzip zu folgen. Schönheit, Stärke und Muth gehören nun einmal zum Helden; das Volk, die Frauen, die Dichter wählen ihn so. Und wir sollen uns die Menschen der Zukunft nicht mit überentwickelten Gehirnen und dürrer Muskulatur vorstellen. Physischer Muth ist unerlässlich; und Meredith hat eine fast frauenhafte Schwärmerei für jenen in England so gewöhnlichen und so hochgepriesenen Muth, der die tollkühnsten Stücke wagt, ohne Aufhebens davon zu machen, für den Mann, der seine Thaten verbirgt und Den verachtet, der von seinen Leistungen spricht. Man versteht überhaupt das Wesen der Engländer besser, wenn man Merediths Romane gelesen hat. Eine deutsche Dame, die seit vielen Jahren in England lebt, sagte: „Sie beherrschen sich die Gefühle weg“ und: „Sie verwechseln Haltung mit Charakter“. Bei den Frauengestalten Merediths fragen wir uns manchmal: Geht es wirklich so weit? Haben diese Frauen kein Blut, sind sie so kühl, von so vielen Erwägungen, so vielen Umständen, die uns so äußerlich, die aller inbrünstiger Liebe so fern scheinen, zu bestimmen? Ihre Liebe, ihre Wahl ist meist ein Schwanken und Ueberlegen von Jahren. Im Leben sehen wir ja in der That neben wenigen glücklichen Begegnungen weit mehr vergebliches Harren und erschöpfendes Sehnen, — gerade bei den Besten. Ihre Wahl wird immer die schwerste sein. Das Leben ist der Widersprüche voll und legt uns Fufangeln und Hindernisse ohne Ende in den Weg, der dem ersten aufflammenden Wunsch so zweifellos klar, so zu allem Herrlichen gebahnt schien. Der Gott der Liebe scheint in der That ja meist als ein Asmodeus durch das Leben zu hinken und nur sehr selten als geflügelter Eros den Menschen den Glanz und Sturm seiner Schwingen zu gewähren. Kein anderer englischer Erzähler hat die Rolle der Sinne im Menschenleben so zu betonen gewagt wie Meredith. Natürlich sind all die ungezählten Romane „degender“ Schriftsteller und pröder Damen in Wirklichkeit Effloreszenzen und Transformationen des Geschlechtslebens; gerade sie verrathen, wie sehr es Die beschäftigt, die erschrecken, wenn davon die Rede ist. Aber Meredith enthüllt diese Andern des Lebens, er läßt das ewig verheimlichte Prinzip in seinen Menschen spielen und sagt es uns mit Kühnheit, mit Bornehmheit und mit Ironie.

In fast all seinen Werken wird die Frauenfrage berührt; und so weit er überhaupt eine Tendenz hat, ist es die, für das Weib einzutreten. Der große Kampf unserer Zeit um die freie Persönlichkeit hat ihn überhaupt von Anfang an beschäftigt und die große Sünde, die mehr Tragik verschuldet als irgend ein anderes Element im Menschenleben: das frevelhafte Eingreifen in das Schicksal Anderer, das natürlich mit der äußersten Dreistigkeit von Denen gewagt wird, die den Vorwand und die Selbsttäuschung der „Liebe“ dafür anführen können: von Eltern und Gatten. Sein erster Roman, „Richard

Feverel, die Geschichte eines Vaters und eines Sohnes", zeigt uns solch eine liebevolle Vernichtung eines prächtigen Jungen durch den überflugen Vater, der ein „System“ gefunden hat, ihn zu erziehen und zu behandeln. Unmählich aber hat der Dichter den Kreis enger gezogen; ihm mußte sich die Wahrnehmung aufdrängen, daß die Männer für diesen Kampf noch leidlich gerüstet, die Frauen aber die Opfer steter Bevormundung sind. In „Richard Feverel“ sieht er noch scheinbar halb spöttisch zu, wie sein jugendlicher Held sich in sitlichem Enthusiasmus für die Rettung gefallener Frauen einsetzt und darüber selbst so schände fällt. Von da an bleibt ihm die Frage der Mädchen-erziehung und die Stellung der Frau die ernsteste Frage unserer Zukunft. In dem Roman „Beauchamps Karriere“, der Geschichte eines jungen Marine-offiziers, den seine jedem Kompromiß widerstrebende Ueberzeugung zum radikalen Agitator macht, zum Kampf gegen seine Familie und die eigene Karriere treibt, spielt dieses Motiv im Stillen mit. Der in seiner lebenswürdigen Einfachheit und Schwärmerei so anmüthig gegesamte Dichter, für 'oen Aue Frauen erglänen, scheitert innerlich an der geringen Meinung, die er von den Frauen hat. Sie sind ihm reizvolle, aber untergeordnete Wesen, die keinen Anspruch auf „Menschenrechte“ haben. Die selbe Tragodie erlebt der General in „Lord Ormont and his Aminta“; freilich: dieser prachtvolle konservative alte Herr hegt keinerlei radikale Schwärmereien. Er liebt in seiner Art — „wie die Eisernen lieben“ —, scherzt und tändelt mit der schönen jungen Frau, die ihn so entzückt und die ein Haremsweib für ihn ist, bis er sie verliert und nun erst die volle Tiefe der eigenen Liebe erkennt und seine schöne Ritterlichkeit zeigen kann. Und wie kühn ist der Schluß des Romans! Meredith läßt die beiden Menschen, die lästige soziale Fesseln durchbrochen haben und in freier, stolzer Ehe mit einander leben, eine Muster-erziehungsanstalt in der Schweiz gründen. Kinder aller Nationen wollen sie da zu freierer und stärkerer Menschlichkeit erziehen. Um aber Schüler zu bekommen, müssen sie verheimlichen, daß sie nicht gesetzlich vermählt sind. Und das selbe große Thema der Frauenbefreiung klingt durch all seine Werke fort, bis er in seinem letzten, 1885 erschienenen Roman „Diana of the Crossways“ geradezu das Buch der modernen Frau schreibt und ihre eben so feine wie kraftvolle Persönlichkeit im Kampf gegen einen thörichten Gatten, gegen rücksichtslose Bewerber, gegen die Vorurtheile der Welt und nicht zuletzt gegen die eigene Schwäche darstellt. Nicht ohne Grund hat Edward Carpenter sein Buch über das sexuelle Problem mit einem Citat aus diesem Roman geschlossen.

Merediths Romane sind trotz Alledem frei von didaktischer Belästigung; die Reflexionen des Autors sind mit seinem künstlerischen Gefühl in die Erzählung eingeschlossen und beeinträchtigen nicht die Plastik seiner Gestalten und Szenen. Seine Typen moderner junger Leute: der „weise Jüngling“ Adrian,

in seiner epikuräischen Klugheit und so schwunglos banal bei all seinem Geist, oder der arme Harry Richmond, der stets bedeutender scheinen muß, als er ist, oder „Algj“ in Rhoda Fleming und der Kommandeur Beauchamp, — die Aufzählung fände kein Ende. Ueber Alle aber ragt Richmond Hoch hervor, so großartig in seiner Veerheit und Aufgeblasenheit, schwindelhaft und gewissenlos, dabei ritterlich und generös, ein Abenteurer, der sich für den natürlichen Sohn des letzten Königs hält und es vermuthlich ist, jedenfalls ein geborener Cavalier, dem die nöthigen Millionen fehlen und der fremde Millionen glorreich hinauszumerfen versteht, „unverbesserlich theatralisch“, der Stolz und die Verzweiflung seines eigenen Sohnes, den er abgöttisch liebt und den er fast zu Grunde richtet, — eine Figur, die einem Falstaff, einem Sancho Pansa an die Seite zu stellen ist. Und welche shakespeareische Fülle merkwürdiger Frauengestalten, zarter, hingebender wie Lucy Desborough oder Dahlia Fleming und herber, kraftvoller wie Rhoda und Nesta Viktoria, schöner, kühler, damenhaft feiner wie Cecilia Falkett, bis zu modernen Geschöpfen von solcher Komplizirtheit wie Clara Middleton und Diana Warwick, vor denen alle Epitheta versagen. Auch die Bedeutung der Klasse und Nationalität weiß der Dichter zu enthüllen, englisches und deutsches Wesen in „Harry Richmond“, österreichisches und italienisches in „Victoria“ trefflich neben einander zu stellen. Juden, gegen die er im Allgemeinen eine unverhohlene Abneigung hat, stellt er gelegentlich mit all ihren Vorzügen dar; und in der Persönlichkeit Alvans (Cassalles) hat er ihre ganze nervöse Intellektualität, ihr unruhvolles Emporstreben mit psychologischer Meisterschaft erfaßt und gezeichnet.

Mit Alledem ist nicht viel über einen Autor gesagt, dessen Werke etwa zwanzig Bände füllen. Und gar nichts über seine Gedichte, von denen einzelne sehr schön sind. Im Ganzen sind sie wohl zu sentenziös. Meredith ist in seinen Romanen ein größerer Dichter. In ihnen spiegelt sich das Bild des unbekanntes Landes, des auf dem Kontinent unverstandenen, bald blind überschätzten, bald wieder thöricht unterschätzten Volkes. Sind diese Bücher schon dadurch interessant, so gewinnen sie noch höhere Bedeutung dadurch, daß auch sie ein Ausdruck des großen Ringens nach den gleichen Höhen der Menschheit sind, nach denen vertrauende oder verzweifelnde Dichter ausschauten: Goethe wie Rieksche, Ibsen, Tschernischewskij und Walt Whitman. Auch in ihnen lebt die Sehnsucht nach einem Geschlecht herrlicher und vollkommener Menschen, die eine reinere, stärkere, freiere Liebe zwischen Mann und Weib schaffen soll. „Wahrlich, eine wundervolle Aussicht für die Söhne und Töchter der Erde“ — heißt es in „Diana of the Crossways“ —: „zwischen den harten Felsen der Astese und den Wirbeln der Sinnlichkeit hindurch führt der Pfad innig Vereinte zur Zeugung vornehmerer Geschlechter, deren Wesen wir heute nur in trübem Dämmerlicht ahnen können.“

Karl Federn.

## Neue Kunstbetrachtung.

Die Kunstpsychologie tritt allmählich an die Stelle der Kunstgeschichte. Man will nicht mehr in der dumpfen Luft der Archive langweilig referirende Kataloge anfertigen, sondern in dem Paradies menschlicher Schöpfungen die Eigenart des Willens erkennen, die der künstlerischen Produktion den Weg weist. Die Männer werden seltener, denen es Freude macht, festzustellen, was Meister vierten Ranges für ein verlorenes Bild vom Besteller erhalten haben, oder die „Entlehnungen“ und „Anregungen“ nachspüren. Sicherlich wird man diese Orgien der Bescheidenheit, die der subalterne Geist in den Archiven feiert, nie entbehren können. Es gehört sich, daß man den „in Fachreisen Geschägten“ mit Achtung begegnet, und Niemand soll ihnen das Zeugniß vorenthalten: sie waren stets treu, ehrlich und willig zur Arbeit. König ist aber heute nicht mehr der „fleißige Sucher und glückliche Finder“, sondern der größere Mann, dem ein Kunstwerk das Mittel ist, in die Tiefen der schöpferischen Persönlichkeit hinabzusteigen, deren besondere Schönheitswelt er in Worten uns nah zu bringen vermag.

Was uns am Kunstwerk Freude macht, ist nicht die Thatsache, daß es anno X von einem Herrn N. geschaffen wurde, dessen Frau an einer verschluckten Gräte starb und dessen achter Sohn ein Taugenichts war. Es ist die Begegnung mit der großen Persönlichkeit, die uns bewegt. Alles, worauf sie ihren Stempel drückte, reizt unser Interesse. Zunächst das Leben, dessen Stil die Eigenart des Genius verräth. Wir sehen die Linie seines Daseins im Rhythmus eines Bogens, der Anfang, Höhepunkt, Ende markirt, in klassischer Einfachheit sich ziehen oder in unruhigen Windungen romantischer Launen verlaufen, um vielleicht an unvermutheter Stelle plötzlich abzubrechen. Die Art, wie sein Schicksal und sein Wille sich verbinden, bestimmt das Bild seines Lebens, bestimmt die Töne und Farben, macht es zu einer Sonnenlandschaft Monets, giebt ihm den abenteuerlichen Zauber Böcklins oder die goldenschwere Stimmung Rembrandts.

Dem Leben steht das Werk zur Seite. Gleichgiltig ist, ob es gemäß dem Uebergewicht eines forschenden Intellectes als philosophisches System die Welt begründet, ob es literarisch oder musikalisch in die Erscheinung tritt oder durch die Mittel der Bildenden Kunst offenbar wird. In jedem Fall ist die That des Genies ein Kunstwerk. Und wie wir aus dem Stil des Lebens die bewegenden Kräfte Dessen, der es lebt, errathen können, so bilden seine Schöpfungen ein weiteres Dokument zur Verfassungsgeschichte seiner Persönlichkeit.

Das erste Erforderniß ist freilich, daß man dieses Dokument zu lesen versteht. Wie man den Reiz eines liebenswürdigen oder bedeutenden Menschen am Stärksten in wohlthuernder Umgebung, bei seiner Musik und erlesenem

Wein genießt, so gehört eine gewisse andächtige Stille, die Stimmung und Laune des Amateurs dazu, um in der Betrachtung eines Kunstwerkes die herrliche Begegnung eines schöpferischen Menschen zu haben, der in eigenthümlicher Sprache von seinen Freuden, Schmerzen und Leidenschaften redet. Wer mit knarrenden Doppelfohlen der Kritik heraufschreitet oder mit professoraler Reugier durch die goldene Brille schießt, Der verschließt von vorn herein dem Werk die Stimme. Wer nicht genießen will, sondern nur Etwas wissen möchte, erfährt mit Recht nicht die Behandlung eines Freundes, sondern die eines Reporters. Und Reporter sind es leider vorwiegend, die heute über Kunst schreiben; Kunst im weitesten Sinn gefaßt, als Thaten eigenartiger Schöpferkraft. Es genügt nicht, daß man ein System der spekulativen Philosophie in seinen thatsächlichen Einzelheiten klarlegt und mit dem Zeigefinger demonstriert: Dieses ist „richtig“, Jenes ist „falsch“; es genügt nicht, daß man die Werke eines Dichters ihrem Inhalt und Plan nach beschreibt, die Charaktere entwickelt, die Idee festnagelt. Diese meist iden Vorarbeiten der Kunstgelehrten haben den selben Werth wie die Beschreibung eines Meisterwerkes der Malerei in etwa folgender Art: „Das Bild stellt eine Landschaft dar, die von einem Fluß durchzogen wird. Zu seiner Rechten erhebt sich ein Wald, während zur Linken sich ein brauner Acker ausbreitet, auf dem ein Mann den von einem Ochsenpaar bespannten Pflug senkt. Die Abendstimmung ist schön getroffen.“

Während man in der Geschichte der spekulativen Philosophie und der Literatur noch fast ganz darauf verzichtet, aus dem Charakter des Ganzen, dem Stil des Werkes, den rein formalen Momenten — natürlich in Verbindung mit dem Ideengehalt — die eigenthümliche künstlerische Persönlichkeit des Schöpfers zu begreifen und zu genießen, ist man in der Geschichte der Bildenden Künste um viele Schritte voraus. Vor Allem sind hier die Organe des künstlerischen Genusses wieder gewedt, ist das Auge gebildet, die naive Empfängniß wiederhergestellt worden. Dem großen Verhergungswerk der Schule, die einseitig durch Intellektualismus das natürliche Kunstempfinden systematisch zerstört, arbeitet seit Jahren Alfred Lichtwark entgegen. Dadurch, daß er das Individuum zu einem naiven, fein und stets eigenartig reagirenden Instrument zu entwickeln sucht und ihm die Wege zu einer zweiten Harmlosigkeit des künstlerischen Sehens weist, nachdem die erste durch die Schule vernichtet wurde, hat er sich außerordentliche Verdienste um die werdende deutsche Kultur erworben. In großen Zeiten sind Männer seiner Bestrebungen — die auch Paul Schulze-Naumburg mit besonderem Nutzen pflegt — überflüssig, undenkbar, lächerlich. Aber heute, da das Auge erst allmählich an seine natürlichen Funktionen, zum Beispiel die, Farben als Nuancen, Harmonien, Qualitäten zu unterscheiden, gewöhnt werden muß, schuldet ihnen die Nation als Führern zu künstlerischer Genuffähigkeit unendlichen Dank.

Denen, die wieder fähig geworden sind, ein Bild nicht als Illustration, sondern durch seine malerischen, rein künstlerischen Mittel zu genießen, weisen dann vor Allem zwei Männer die Wege: Richard Muther und Heinrich Wölfflin. Nachdem schon Jakob Burckhardt dem Wissen die Freude als maßgebenden Gesichtspunkt entgegengestellt hat, sagte Muther das moderne Programm der Kunstbetrachtung in die Sätze: „Geschichte ist kein Speicher zufälliger Geschehnisse, sondern ein Ergebnis zwingender Gesetze, die von den verschiedensten Seiten ineinandergreifen. Es galt, diese Gesichtspunkte aufzufinden, die stuhenden Massen zu beherrschen und zu übersichtlichen Gruppen zu ordnen. Der Wust des Einzelnen mußte sich zu einem großen Gesamtbild verdichten. Weiter waren die Künstlercharakteristiken zu vertiefen. Denn eine Aufzählung biographischer Daten ergibt noch keinen Einblick in das Wesen eines Menschen. Durch das Äußerliche hindurch mußte man zur Individualität gelangen, die Kunst aus der Persönlichkeit zu erklären suchen. Schließlich war für die Beschreibung der Kunstwerke eine neue Methode zu schaffen. Jene Lädenbücher von früher mußten fallen und durch frisch geprägte, den Bildern auf den Leib geschriebene Bezeichnungen ersetzt werden. Den Duft der Kunstwerke galt es einzufangen, sie nachzuempfinden und diese Gefühlnuancen in Worte umzusetzen. Das ‚Suggestive‘ mußte an die Stelle des Katalogisirenden treten.“

Indem Muther so die Methode Laines bei uns in Deutschland verwirklichte und den edlen Kenner „Kunstgeschichte“ aus dem Heudust des Stalles fort von den rohen Griffen der Knechte in glühendes Sonnenlicht, in die wunderschöne, leuchtende Welt führte, rief er die Entrüstung all Derer hervor, die das Heil der Kunstgeschichte aus den Archiven erwarteten. Wohl mag ein gewisses Uebermaß eigener Schöpferkraft Muther allzu häufig zur Gewaltthat gegen nebensächliche Thatsachen, zu einem oft peinlichen Stilisiren führen. Das ist ein Fehler, den das Programm moderner Kunstgeschichte nicht aufnehmen soll noch wird. Gerade dadurch aber wird er hervorragend zum Kunstdramatiker. Indem er aus dem Stile der Bilder, aus Farben, Linie, Komposition in Verbindung mit dem Ideengehalt die Persönlichkeit des Schöpfers mit seinen Schicksalen, Wünschen, Hoffnungen, Freuden, Tragoedien, Leidenschaften herauszulesen und in literarisch bedeutender Form darzustellen verstand, hat er die Weltgeschichte der Kunst zu einem Phänomen gemacht, aus dem wir, wie aus dem Leben selbst, mit Nutzen, Liebe und Erschütterung menschliche Dokumente lesen.

Es liegt aber außerdem, wie uns Heinrich Wölfflin zeigt, in dem Werk eines Künstlers noch ein ästhetisches Glaubensbekenntniß, das nichts zu thun hat mit den Gesinnungen der Zeit und der Persönlichkeit, sondern das lediglich von der künstlerischen Art, die Dinge zu sehen, abhängig ist. In jedem

Bilde giebt es gewisse „Momente ohne Gefährten“, die einen Schlüssel geben — nicht für die schöpferische Seele, sondern — für das künstlerische Auge des Malers. Und dadurch wird neben der psychologischen Betrachtungsweise, die aus der Einheit von Idee, Farbe, Linie und Komposition schöpft, noch eine rein artistische möglich, die aus formalen, in dem Wesen eines Bildes liegenden Momenten ästhetische Schlüsse zieht. Diese zweite Art der Kunstbetrachtung, die von Adolf Hildebrand theoretisch begründet, von Heinrich Wölfflin an der italienischen Hochrenaissance praktisch erprobt wurde, ist leider durch kleinere Geister, die jeden Ideengehalt, jede Bethätigung des Persönlichen im Kunstwerke als „literarisch“ verächtlich zurückweisen, diskreditirt worden. Sie sehen jedes Bild lediglich darauf an, ob es gut oder schlecht „gemacht“ ist. Diese fatale Sorte von Leuten, die selbst gänzlich unproduktiv ist, scheint nicht die geringste Ehrfurcht vor der Herrlichkeit schöpferischer Kraft, nicht die geringste Bewunderung für die Stärke des genialen Willens zu besitzen. Das Wort „stark“ ist eine Volabel, die Keinem von ihnen vor einer großen Schöpfung einfällt; um so öfter das Wort „fein“, das sie auf ihrer Suche nach den Trüffeln der Macht und Form im höchsten Entzücken stöten. Weder Hildebrand noch Wölfflin sind für diese komischen Uebertreibungen verantwortlich zu machen. Im Uebrigen hat ihre Art der Betrachtung auch vieles Gute gewirkt und in der künstlerischen Tageskritik haben Männer wie Karl Schefler und Andere die stoffliche Charakteristik mit der formalen Kunstbeurtheilung zu verbinden gemußt.

Ist man so in der Bildenden Kunst durch die Führerschaft bedeutender Männer, die ihre Lebenskraft einsetzten, dahin gelangt, die Schöpfungen wahrhaft zu genießen, so ist diese Fähigkeit gegenüber den Werken der spekulativen Philosophie und der Literatur, die in erster Linie doch als Offenbarungen bestimmter Persönlichkeiten interessant sein sollten, noch gänzlich unentwickelt. Meist fehlt noch das Verständniß dafür, daß auch hier das rein Inhaltliche nicht allein von Bedeutung ist, daß es auch hier künstlerische Gesichtspunkte giebt, die denen von Linie, Farbe, Ton, Komposition entsprechen. Ein philosophisches System bringt seine Generalidee in einem bestimmten Tempo, einem Wechselspiel von Licht und Schatten zur Darstellung, zeigt eine gewisse Umrisslinie, die durch die bald stärkere, bald schwächere Centripetalkraft des Hauptgedankens bestimmt wird. Aus der Gesamtheit dieser rein künstlerischen Momente — natürlich in Verbindung mit dem inhaltlichen — ist die künstlerische Persönlichkeit herauszulesen. Es genügt nicht, aus einzelnen Sätzen zu wissen, was der Mann gedacht hat: man muß aus der Gesamtheit seines Kunstwerkes fühlen, wie er empfunden hat.

Treulich sind diese Anregungen leichter gegeben als befolgt. Denn zunächst gehört ein feines Gefühl für die hier schlummernden Kunstwerthe dazu,

die Schulung einer neuen Seite des Empfindens. Aber wenn hier einmal ein Mann von der Art Lichtwark's auftreten sollte, dann folgen vielleicht auch Geister, die, wie Ruther und Wölfflin, mit dem Stoffgebiet entsprechend neu geprägten Worten die Geschichte der spekulativen Philosophie und schönen Literatur schreiben und den Seelenboden wie das formale Vermögen Aler, die hier groß waren, aus ihren Kunstthaten gewinnen. Dann, wenn die professorale Reugier auch auf diesem Gebiet aufs tote Gleis geschoben ist, werden wir, bewegt von künstlerischem Genuß, vor den Weltgemälden der Systeme und Dichtungen neue und werthvolle Begegnungen mit Schöpferkräften und Menschenchicksalen erleben.

Posen.

Wilhelm Uhde.



## Italienische Industrie.\*)

**A**us verschiedenen Gründen hat man bisher noch nie auf dem Weg der Synthese festzustellen versucht, wie die Entwicklung der italienischen Industrie auf unsere Arbeiterverhältnisse wirkt. Vor Allem fehlte das reichhaltige Material, das auf eine genügende Reihe von Jahren zurückgreifen müßte, um die nöthigen Vergleiche zuzulassen. In Italien gab es nämlich noch nie eine Betriebszählung. Wir haben auch kein Amt für Arbeiterstatistik; das 1902 beschlossene Gesetz, das ein solches Amt schaffen soll, ist noch nicht in Kraft getreten. Zwar will die Behörde Monographien über die Industrie der neunundsechzig Landbezirke herausgeben; da aber in manchen Distrikten auf einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren zurückgegriffen werden muß, dauert die Herausgabe lange und ist ziemlich werthlos.

Wie das Material, so fehlt hier vielfach auch das Interesse für die Frage. Den Konflikt zwischen Ackerbau und Handel, das Problem, das in Deutschland den Agrariern unter Wagners Führung und den von Brentano beratzenen Industriellen so viel zu schaffen macht, spüren natürlich auch wir; da aber die Großindustrie, die für den Export, für den Weltmarkt arbeitet, fehlt, hat die Kontroverse nicht die politische und wissenschaftliche Bedeutung erreicht wie in anderen Ländern. Wenn ich hier also versuche, aus den spärlichen Fragmenten, die ich bis jetzt sammeln konnte, allgemein gültige Schlüsse zu ziehen, so glaube ich, als Erster in Italien solchen Versuch zu wagen.

Um sich ein klares Bild von dem Einfluß der Industrieentwicklung auf die Arbeiterverhältnisse machen zu können, muß man die verschiedenen Formen dieses Einflusses beachten. Dieser unleugbare und allgemeine Einfluß bewirkt, daß die Arbeiter von der Klasse der unskilled — ich will den englischen Ausdruck beibehalten — zu derjenigen der skilled übergehen. Besonders interessieren uns die Veränderungen, die der industrielle Fortschritt dem intellektuellen, moralischen und ökonomischen Verhältnissen der Arbeiterklasse und damit ihrer politischen

\*) Hr. Elsa Neumann hat den Artikel aus dem Manuskript übersetzt.

Organisation und Aktion aufzwingt. Doch glaube ich, daß in Italien und auch in anderen Ländern die Stunde noch nicht gekommen ist, wo man die moralischen und intellektuellen Momente als Wirkungen einer industriellen Entwicklung feststellen kann. (Analphabeten, mittlere Kultur, Selbstmord, Wahnsinn, Trennung, Scheidung und Kriminalität.) Auch hier fehlen die Vergleichsmöglichkeiten; und diese Erscheinungen sind so wesentlich von anderen Faktoren mitbedingt, daß es schwer ist, den Faktor Industrie zu isolieren. Deshalb ziehe ich vor, andere, zweifellos durch das Wachsthum der Industrie bedingte Verhältnisse zu untersuchen.

Bunächst müssen uns die Fragen beschäftigen: Sind die einzelnen Industriezweige in Italien überhaupt im Aufblühen? Und kann man eine ganz bestimmte Epoche einer anderen vergleichen?

Mancherlei Anzeichen beweisen, daß die Industrie im Allgemeinen vorschreitet. Dieser Fortschritt begann mit dem Zolltarif vom Jahr 1887, der uns, wie Deutschland der Tarif von 1879, den Protektionismus brachte, — ungefähr mit dem selben Resultat, wenn auch mit einzelnen Unterschieden. Die Zahl der Dampfkessel — die von den Eisen- und Straßenbahnen, von der Kriegs- und Handelsflotte gebrauchten nicht eingeschlossen — betrug 9983 in der Zeit von 1887 bis 1889; 1890 stieg sie auf 14502 und 1898 auf 20472. Die Zahl der Wasserkräfte war 1877: 450831 Pferdekkräfte; 1898: 600000. Hier eine Liste aus dem Jahr 1900:

	Dampfkessel	Pferdekkräfte
Norditalien . . . . .	11031	226307
Mittelitalien . . . . .	6947	87665
Süditalien . . . . .	2041	44587
Sardinien und Sizilien . . .	1706	30460
	<hr/>	<hr/>
	zusammen 21725	389019

Natürlich darf man nicht vergessen, auch die Elektrizität mit in Betracht zu ziehen. Ende 1898 gab es 2286 elektrische Leitungen mit einer Leistungsfähigkeit von 86570,73 Kilowatt; 1900 war die Zahl bereits auf 2932 gestiegen, wovon, wie bei den Dampfkesseln, der größte Theil auf Norditalien entfällt.

Schon nach diesen Angaben kann man die allgemeine Entwicklung der Industrie beträchtlich nennen; ein paar ergänzende Details werden sie uns noch deutlicher zeigen. Ich lasse die Seiden- und die Eisenindustrie außer Betracht; die erste, weil Italien durch die Erzeugung des Rohmaterials und durch die Färbefabrikation immer im Vortheil war, die zweite, weil hier nur von einer geringen Entwicklung zu reden wäre. Ich will lieber einige Ziffern über die Baum- und Schafwollenindustrie geben. Im Jahr 1900 hatten wir 727 Baumwollfabriken, die Dampf-, Wasser- und elektrische Motoren von zusammen 77702 Pferdekraften gebrauchten; ferner 211170 Spindeln und 78306 Webestühle, von denen 60722 im mechanischen Betrieb, 14267 Handmaschinen und 3312 Jacquards waren. Wenn wir diese Daten mit denen des Jahres 1876 vergleichen, so finden wir zwar, daß die Zahl der Fabriken in Folge strafferer Konzentration abgenommen hat, daß aber die Zahl der Spindeln und Webestühle sich verdreifacht, die der motorischen Kräfte sich sogar verlebenfacht hat.

Noch besser würde sich die Entwicklung der Industrie aus der Zahl der beschäftigten Arbeiter erkennen lassen; doch wieder fehlt fast alle Gelegenheit zu

Vergleichen. Daher interessiert es uns wenig, zu erfahren, daß 1891 die Seidenindustrie 172356, im Jahre 1894 die Schafwollindustrie 30625 und 1897 die Papiersfabrikation 15766 Arbeiter beschäftigte. Nur für einige Industrien ist die Aufstellung von Vergleichen möglich.

	Arbeiterzahl	Im Jahre
Bergbau . . . . .	47 063	1887
" . . . . .	63 962	1898
Metallindustrie . . . . .	11 980	1887
" . . . . .	13 009	1898
Chemische Industrien . . . . .	8 275	1893
" . . . . .	5 311	1898
Baumwollenindustrie . . . . .	65 000	1876
" . . . . .	135 198	1900

Wie groß jetzt die Gesamtzahl der Industriearbeiter ist, weiß man nicht, da die Resultate der Betriebszählung des Jahres 1901 noch nicht bekannt gemacht sind. Aber man verimuthet, daß sich die Zahl seit dem Jahre 1881 verdoppelt hat.

Mit den angegebenen Biffern stimmen die des Importes und Exportes überein:

Jahr	Import (in Lire):			
	Rohmaterial	Halbfabrikate	Ganzfabrikate	Nahrungsmittel
1892	408 451 700	196 964 584	270 313 339	297 662 360
1900	691 925 457	344 818 123	273 008 358	290 483 727
	Export:			
1892	181 072 563	361 437 078	131 132 757	248 545 377
1900	235 663 003	505 321 618	311 495 524	353 240 788

Wer sich für die gesteigerte oder verringerte Nachfrage im Import- und Exporthandel der einzelnen Waaren interessiert, mag die Berichte des deutschen Generalkonsuls in Neapel, Herrn Rakowski, nachlesen; hier will ich nur die Importzahlen der Brennmaterialien anführen. Der Gesamtwert dieses Imports stieg in den Jahren 1887 bis 1898 von 116930849 auf 178198880 Lire. Im Hafen von Genua, dem großen Industrievermittler für Ligurien, Piemont und die Lombardei, wurden 1887 allein 1196188, im Jahr 1901 2220972 Tonnen Steinkohle verladen.

Die fortschreitende Entwicklung ist also unbestreitbar; wie hat sie nun auf die ökonomischen und politischen Verhältnisse gewirkt? Die materielle Lage der Arbeiter erkennt man deutlich aus der Art und Stärke ihrer Organisation. Das wissen wir aus den Werken des Ehepaars Webb. Die Labour Gazette hat festgestellt, daß der höchste Prozentsatz organisirter Industriearbeiter mit dem Minimum an Arbeitsstunden und dem Maximum an Gehalt in Australien, die kleinste Zahl organisirter Arbeiter und die längste Arbeitszeit in Italien und Spanien zu finden ist. Nach den Angaben dieses Blattes ist nur  $\frac{1}{6}$  Prozent der italienischen Arbeiter organisirt und die Arbeitszeit beträgt im Allgemeinen elf Stunden. Diese zweite Angabe stimmt ungefähr; ob auch die erste, ist zweifelhaft, da eine genaue Statistik der Organisirten fehlt. Die Arbeitervereinigungen und Konsumgenossenschaften sind kein Ersatz für die englischen Gewerkschaften.

Manche Industrien, wie die der genuesischen Hafenarbeiter, fangen an, sich zu organisieren; aber diese Versuche sind eben noch jung und vereinzelt. Die Eisenbahner sind eigentlich eher der Beamtenschaft als der Industrie zuzuzählen und die Erdarbeiter, über die in den letzten Jahren so viel geredet und — auch von mir — geschrieben wurde, kommen hier überhaupt nicht in Betracht. Im Allgemeinen aber muß man sagen: die industrielle Entwicklung, die den Schulunterricht fördert und die Arbeiter einander örtlich näher bringt, nährt naturgemäß in ihnen auch den Wunsch nach Vereinigung, nach einer Organisation, die sie sittlich und politisch stärkt, doch vor Allem auch im Kampfe für bessere Arbeitsbedingungen als Waffe gebraucht werden kann.

Wie es um das Klassenbewußtsein und die Organisation der Arbeiterschaft bestellt ist, erkennt man am Besten in Strikezeiten. 1879 erlebte unsere Industrie 32 Ausstände; die Zahl stieg 1890 auf 139; im Verlauf des Jahres 1900 hatten wir 883 Strikes, von denen 181 auf höheren Lohn, 31 auf verkürzte Arbeitszeit abzielten. In 66 von 100 Fällen wurde das Ziel erreicht. In den Jahren 1901 und 1902 wuchs die Zahl der Strikes ungeheuer an: vom ersten Januar 1901 bis zum ersten April 1902 hatten wir 1844, darunter 660 agrarische. Auch das laufende Jahr brachte schon viele Agrarausstände, besonders im Süden, wo fast jeder Strike, als eine lokale Neuheit, Erfolg hatte. Diese rasche Zunahme rührt von der traurigen Lage der Bauernschaft her; wesentlich trugen aber auch die Aufreizungen dazu bei, die aus den Arbeitskammern und den Bauernbänden kamen. Hier herrschen Sozialisten, Republikaner, christliche Demokraten und die von ihnen geschürten Strikes nehmen leicht eine politische Färbung an. Wegen langer Dauer und großer Menschenzahl sind als wichtig noch zu erwähnen: der Wollstrike in Biella, der Ausstand der Seeleute und Hafenarbeiter in Genua, der Seidenarbeiter in Como, der Mechaniker und Metallarbeiter in Mailand und Florenz, der Gasarbeiter in Turin, der Straßenbahner in Neapel und der sizilischen Schwefelgrubenleute. In der Lombardei, in Piemont und Ligurien, den entwickeltesten Industriebezirken, gab es natürlich die meisten Ausstände.

Wie hat die fortschreitende Industrialisierung, die das rasche Wachstum der Sozialistenpartei gefördert hat, nun auf die Lohnverhältnisse der Arbeiter gewirkt? Günstig, darf man im Allgemeinen sagen. Die Entwicklung der Industrie ging so schnell, daß mehr gelernte Arbeiter verlangt wurden, als auf dem Markt waren; den geeigneten Kräften mußte daher ein erträgliches Auskommen garantiert werden. Mit der Arbeitszeit hapert es freilich noch; nur ganz vereinzelt wird zehn, in den allermeisten Fabriken elf Stunden gearbeitet. Ueber die Lohngestaltung fehlen präzise Angaben; einigermaßen sichere Daten haben wir nur noch für das Jahr 1900. Professor Lombesi, der in drei wertvollen Monographien die Textilindustrie (Seide, Baum- und Schafwolle) geschildert hat, streift die Lohnhöhe nur und weiß von beträchtlichen Aufbesserungen nicht zu berichten. In den größten Wollfabriken sind von 1871 bis 98 die Löhne um eine halbe bis anderthalb Lire gestiegen; in anderen Betrieben war die Steigerung noch geringer. Die stärkste finden wir in der Straxinfurzenfabrik der Gebrüder Lanza in Turin: von 1871 bis 98 stieg dort der Lohn des Arbeiters von 1,80 auf 3,25, der Lohn der Arbeiterin von 0,78 auf 1,10 Lire. Frauen bekommen meist die Hälfte, seltener ein Drittel des Männerlohnes; natürlich schwanken

auch ihre Bezüge je nach Betriebsart und Gegend. Die höchsten Löhne haben die genuesischen Stauer und Vöcher, die bis vor Kurzem eine Gewerkschaft bildeten und auf ihrem Gebiet ein Monopol hatten: sie kommen an manchen Tagen bis auf 10 Lire. Das einzige Beispiel gut bezahlter italienischer Arbeiter; doppelt interessant für Den, der an die londoner Dockers denkt. Setzer und Drucker haben überall (nur in Neapel nicht) ihren Tarif durchgesetzt und werden leiblich bezahlt. Die Maschinisten der römischen Buchdruckerei Bertero verdienen täglich 6,30 Lire.

In der sizilianischen Schwefelindustrie, die ungefähr 40 000 Arbeiter beschäftigt, steigen, seit mit Hilfe des anglo-sizilianischen Syndikates die schwere Krise überwunden ist, die Löhne der Erwachsenden und der Stülkarbeiter bis auf 6 Lire und die Kinderjährigen (Carusi) fangen mit 2 Lire an. Über die Arbeit, die nie länger als acht Stunden dauern darf, ist schwer und gefährlich und das Trucksystem preßt von dem vereinbarten Lohn oft ein tüchtiges Stück ab. Am Schlechtesten werden, wie überall, die Erdarbeiter bezahlt. Je nach der Jahreszeit schwankt der Lohn zwischen 0,50 und 2,50 Lire.

Doch die ökonomische Lage des Arbeiters ist nicht nur durch die Lohnhöhe, sondern auch durch die Preise der wichtigsten Bedarfsartikel bedingt und erst das Verhältnis zwischen Lohn und Konsummittelpreis lehrt uns den Status des Arbeiterhaushaltes richtig erkennen. Die Statistik lehrt nun, in den Jahren von 1880 bis 99 seien die Preise für Weizen, Wein, Del, Petroleum, Kaffee, Zucker, Seife, Käse, Kastanien, Mehl, Kohle, Holz, Leinen und Baumwolle erheblich gefallen; die Fleisch- und Butterpreise sollen nicht gesunken, sondern nur leichten Schwankungen ausgesetzt gewesen sein. Das aber sind die von der Zollkommission gelieferten Engrospreise für den Import und Export oder die Preise der Binnengrossisten. Daher sind denn auch die Berechnungen Vobios, des früheren Leiters der Reichsstatistik, der sich an diese Preise und an die Lohnauszahlungen von nur sieben großen Fabriken hält, zu optimistisch und nur mit Vorsicht zu benutzen. Er kommt zu dem Schluß: während 1871 der Arbeiter erst aus dem Erldß von 171 Arbeitsstunden einen Centner Weizen kaufen konnte, genügten dazu im Jahr 1899 schon 105 Stunden. Selbst wenn diese Rechnung stimmte, dürfte man nicht vergessen, daß die Ausgaben für Mehl und Brot in jeder Arbeiterfamilie geringer werden, deren standard of life sich hebt. Das ist für Belgien und Frankreich erwiesen und gilt auch für Italien. Den stärksten Weizenkonsum hatten wir immer, wenn der Preis den höchsten, das Masseneleud den tiefsten Punkt erreicht hatte. Im Jahresfürst 1871/75, als der Centner Weizen 34,80 Lire kostete, wurden auf den Kopf 145, als der Preis auf 24,83 fiel, nur noch 119 Liter verbraucht. Noch deutlicher spricht das folgende Beispiel. Mailand ist zehnmal reicher als Palermo, konsumiert doppelt oder dreifach so viel Fleisch, Wein, Viqueur, Kaffee, Zucker, Thee, giebt für Zeitungen, Theater, Versicherungen, Unterricht, politische und soziale Zwecke unvergleichlich mehr aus: nur an Mehl und Brot wird in Palermo mehr (137 Kilo) verbraucht als in Mailand (112 Kilo pro Kopf). Das liegt nicht, wie man behauptet, am Klima, sondern daran, daß die Arbeiter in Palermo schlechter gestellt sind als in der Lombardei. In der Industriehauptstadt Mailand stiegen zwischen 1880 und 1897 die Kleinhandelspreise für Rindfleisch, Reis, Käse, Brennholz; Schweinefleisch, Wein, Kartoffeln, Butter, Olivenöl, Kohle wurden billiger. Das war

für die Konsumenten wichtig; vom Sinken der Engrospreise haben sie gewöhnlich nichts, denn der Zwischenhandel schnappt ihnen den Nutzen weg. Auch steigende Preise wirken nicht immer auf den letzten Konsumenten. Beweis: von 1880 bis 97 ist das Hektoliter Weizen um 4,18 Lire gestiegen, das Kilo Brot aber um 9 Centesimi billiger geworden. Im Ganzen darf man, namentlich auch im Hinblick auf den Miethzins, die größte Ausgabe des Proletariats, sagen, daß die Industrialisierung der letzten zwanzig Jahre die Lage der Arbeiter verbessert hat. Dafür zeugen die Untersuchungen der Statistiker eben so wie der Augenschein.

Es giebt noch einen anderen Maßstab: die Zahl der Auswanderer liefert ihn. Die Arbeitermassen strömen dahin, wo sie leichte, lohnende, dauernde Arbeit zu finden hoffen. Bei den Auswanderungen spielt das psychologische Moment eine wichtige, aber nicht die entscheidende Rolle. Zweierlei Wanderschaft kennen wir: vom Land in die Stadt und von einem Staat in den anderen.

Gedeihende Industrien, die viele Hände beschäftigen, ziehen die Arbeiter vom Land in die Stadt und machen aus Agrariern Urbane; Mangel an Industrie und gewerbliche Krisen treiben die Massen ins Ausland, meist in einen anderen Welttheil. Diese Thatsachen werden durch die Daten beleuchtet, die uns seit fünfzig Jahren England, seit kürzerer Zeit Deutschland liefert. Für Italien scheint dieses Gesetz auf den ersten Blick nicht zu gelten: die Industrie entwickelt, die Städte bevölkern sich, aber der Auswandererstrom stockt nicht; 532000 Italiener haben im Jahr 1901 ihre Heimatherde verlassen. Doch der Widerspruch schwindet bei näherem Zusehen: man muß hier eben die regionalen Verschiedenheiten bedenken, die in Italien nicht geringer sind als etwa in Preußen zwischen den Provinzen Posen und Rheinland-Westfalen. Wo bei uns die Industrie vorschreitet, ist, im ganzen Norden, die Zuwanderung in die Städte sehr lebhaft. Während die jährliche Durchschnittssteigerung der allgemeinen Bevölkerungsziffer von 1881 bis 1901 etwa 7,26 Prozent betrug, nahm Mailand um 27,72, Turin um 22,90, Neapel freilich nur um 7,18 Prozent zu. (Man verdankt seinen Zuwachs den Umständen, daß es die Hauptstadt des geeinten Königreiches ist.) Der Hauptstrom der Einwanderer kommt aus dem Süden, besonders vom platten Land oder aus schwach entwickelten Industriebezirken. Nun genügen aber die raschen Fortschritte der Industrie nicht, um das Verhältniß zwischen Geburten und Sterblichkeit auszugleichen; noch 1901 betrug der Ueberschuß an Geburten 298459. Von dem bewohnbaren und bebaubaren Boden unseres Landes müssen wir Alpen und Apennin abrechnen. Wir haben dann eine Bevölkerungsdichtigkeit von 172 Einwohnern auf den Quadratklometer. An Kapital speichern wir jährlich kaum mehr als 500 Millionen Lire auf (gegen mindestens 3 Milliarden Lire in England). Unter so schwierigen Umständen ist die Auswanderung in ferne Länder unvermeidlich und sogar nützlich: wer diesen Strom eindämmen wollte, würde den Lohn und die ganze Lebenshaltung unseres einstweilen nur unzureichend organisirten Arbeiters noch tiefer herabdrücken.

Rom.

Professor Napoleone Colajanni.



## Pro domo.

Arbeit. Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin.

Mein kürzlich erschienener Roman „Arbeit“ hat einen Sturm heraufbeschworen. Ich war auf Angriffe gefaßt, genau aus der Partei, aus der sie erfolgt sind, nämlich von den reaktionären Medizinern mit Fachverstand und ohne Weltverstand, denen nicht die Wahrheit, sondern ihre „Standeslehre“ als Höchstes gilt. Ich sah Proteste voraus, nicht aber Protestversammlungen, Regerversuche, Resolutionen, die nicht nur gegen mein Werk, sondern gegen mich selbst gerichtet waren. Die Herren Professoren haben versucht, ein Kunstwerk zu einer Streitschrift herabzusetzen. Sie sind eben keine Kesthetiker; sie kennen nur das stoffliche Interesse an einem Buch. Da der Roman das medizinische Studium behandelt, so sah man flugs zu, ob es in panegyrischem oder in kritischem Ton geschehe, und als man fand, daß der Ton kritisch sei, da ward das Buch als Tendenzschrift, als „Pamphlet“ bezeichnet. Zu dem eigentlichen positiven Sinn und Kern des Romans waren diese Herren gar nicht durchgedrungen. Wenn sie ihre wissenschaftlichen Bücher so schluderkhaft lesen und so mißthätlich exzerpieren, dann werden drei Viertel jedes Werkes umsonst geschrieben. Hat doch Professor Krönlein in spaßhaftem Größenwahn das ganze Buch „Arbeit“ auf sich bezogen und gepölkert: er sei gemeint, er sei beleidigt und folglich sei nicht nur die gesammte medizinische Fakultät Zürich beleidigt, nein: in seiner Person sei die ganze Schweiz gekränkt. „L'Etat c'est moi, la médecine c'est nous.“ Dann sind, der zwingenden professoralen Logik folgend, zweihundert Klinikisten, Mediziner und Solche, die es werden wollen — unter sorgfältigem Ausschluß aller gefährlichen (Das heißt: weiblichen) Stubirenden —, zu einer Protestversammlung geschritten und haben nach gut mittelalterlichem Brauch mich und meinen Roman auf den Index gesetzt. Ich gestehe mit Lachen: etwas so burlesk Reaktionäres wie diese Versammlung hätte ich früher denn doch nicht zu schildern gewagt; das Leben selbst mußte kommen, um mir so glänzend Recht zu geben.

Die draußen Stehenden fragen verwundert mit mir: „Ja, giebt es denn eine speziell zürcherische Medizin? Giebt es speziell zürcherische Professoren? Werden sie nicht von einem Lehrstuhl auf den anderen berufen? Ist das System der Kliniken als medizinischer Lehr- und Versuchsanstalten nicht international? Ist die Wissenschaft der Medizin mit ihren wirklichen Errungenschaften und ihren erschreckenden Verirrungen nicht internationales Eigenthum der Menschheit?“ So fragte auch die Protestversammlung Nummer Zwei, die ebenfalls von einem Mediziner, dem praktischen Arzt Dr. Brupacher in Zürich, einberufen ward, um den erfreulichen Beweis zu erbringen, daß humane und sozial denkende Ärzte mein Buch als ein Werk betrachten, für das sie mir danken, statt es zu verurtheilen. Die erste Versammlung, die der Professoren, war reaktionär und schloß mit einem Ausfall auf das Frauenstudium; die zweite Versammlung war sozialistisch und schloß mit dem Satz, daß „die zweihundert Klinikisten durch ihr reaktionäres Vorgehen Das bestätigt hätten, was Ilse Frapan in ihrem Roman von ihnen gesagt in Bezug auf Weitblick, Takt und Zartgefühl.“ In einer Resolution

wurde der ersten Versammlung das Recht abgesprochen, über einen sozialen Roman zu urtheilen, der über den Horizont ihrer Fachwissenschaft hinausgehe; ferner „ganz energisch gegen die unwürdige Behandlung protestirt, die den Studentinnen von Professoren und Studenten zu Theil wurde“; und ferner der Hoffnung Ausdruck gegeben, die zürcherische Regierung werde auch künftig, wie bisher, „Weitblick genug besitzen, um den dem Frauenstudium feindlichen Bestrebungen der Professoren und Studenten entgegenzutreten“.

Ich weiß am Besten, mit wie lauterer Absichten ich mein Buch geschrieben habe, und antworte den Kritikern, die es ein „Tendenzwerk“ nennen und deshalb verwerfen, weil, wie sie behaupten, Kunst und Tendenz unvereinbar seien: Ja, giebt es überhaupt ein Kunstwerk ohne Tendenz? Wer kann der Tendenz enttrinnen (wenn ich allenfals die Dyrk ausnehme)? Dient, wer das Bestehende behaglich ausmalt, nicht eben so einer Tendenz wie der Andere, der Alles als der Entwicklung, der Besserung bedürftig schildert? Aber das Geheimniß ist, daß man nur dann über Tendenz schreibt, ja, daß man sie überhaupt nur bemerkt, wenn die Tendenz Einem unangenehm ist. Wenn ein Strindberg seine eigene Frau sezirt und analysirt und dabei zu lächerlichen Bannflüchen gegen das ganze Geschlecht kommt, so spricht kein Kritiker von „Pamphlet“ oder „Tendenz“, sondern er sieht hier nur eine lobenswerthe Vertiefung, eine subtile, werthvolle Studie der weiblichen Psyche. Die Tendenz des Buches ist eben dem männlichen Kritiker nicht auf die Nerven gegangen. Höchst unangenehm aber geht es dem selben Herrn auf die Nerven, wenn Helene Böhlau in ihrem Roman „Dalsbier“ die Spezies Mann in ihren weniger gelungenen Exemplaren einer sorgfältigen Analyse unterzieht. Wohl kann die Tendenz schwächer oder stärker hervortreten, je nach dem Temperament des Autors und je nach dem Stoff, den er wählt. Welches Recht hat man aber, vom Schriftsteller, der den Kampf schildern will, zu verlangen, daß er stets kühler Chronist bleibe? Warum darf er nicht gelegentlich mit in die Reih'n springen, wenn er fühlt, daß die Sache, der sein Herz gehört, schlecht vertheidigt ist? Immer wird es die Sache der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Humanität sein, der das Herz des Dichters gehört, und immer wird er wissen, daß die Sache der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Humanität schlecht vertheidigt ist. Es giebt eine Fähigkeit, sich hinreiß'n zu lassen, die sogar künstlerischer ist als ewige Zurückhaltung. Anders wird der Chronist den Kampf schildern, anders Einer, der selbst im Kampf geblutet hat; aber wird der Mitkämpfer weniger lebensvoll, weniger packend schildern? Sehr verschieden steht die Kunst zum Leben. Sie kann sich absichtlich von jedem Kampf abwenden und zwischen Rosenheiden heitere Schäferspiele aufführen; sie kann dem Leben nachhinken und sich in die Zeit und in die Ideale von vorgestern vertiefen; sie kann das Leben begleiten als leidenschaftsloser Berichterstatter, kalt und treu wie ein photographischer Apparat; sie kann dem Leben vorausseilen und mit ahnungsvollen Augen und erhobenen Händen von den Wunden der Gegenwart in eine reinere Zukunft hinausdeuten. Satte Kunst und hungrige Kunst! Wir haben zu viele Vertreter der ersten Kategorie, wir haben zu wenige von der zweiten, besonders in Deutschland. Noch immer bemühen sich unsere Schriftsteller — männliche und weibliche —, in der Frau, um nur ein Motiv herauszugreifen, nur das sexuelle Problem zu suchen und zu sehen, und doch wimmelt

schon die ganze Erde, bis hinan zu dem Thron der Naturvölker, von Frauen, die einander wie in Auferstehungsfreude begrüßen, weil sie sich endlich ihres geistigen Theils bewußt geworden sind.

Eine dieser Auferstehenden zu schildern, deren Kräfte latent, gebunden lagen, so lange sie nach dem landläufigen Begriff „glücklich“ war: Das ist das Motiv, das ich mir wählte. Mit neuen Augen, mit neuen Kräften tritt diese Frau in den Männerstaat, wie in eine gänzlich fremde Welt. Als sie ihr medizinisches Studium beginnt, ist sie zugleich viel reifer und viel unreifer als der achtzehnjährige Student, der mit ihr das Auditorium betritt. Ihr Blick in das Leben, wie es sich vor ihr in den Auditorien und vor Allem in den Kliniken aufthut, ist der Blick einer Frau. Sie erkennt nicht nur: sie fühlt auch; und als feineres Instrument vibriert sie leichter und nachhaltiger auf jeden Reiz. Was der achtzehnjährige Jüngling als selbstverständlich hinnimmt, was für den zünftigen Mediziner längst alltäglich geworden ist: dem Blick der Frau erscheint es zum großen Theil ansehbar, roh, entseßlich, frevelhaft, sogar hoffnungslos. Sie, als Frau, hat eine andere Achtung vor dem Leben als der zur Autoritätenverehrung und zur Feindesvernichtung erzogene Mann. Hier liegen all unsere Hoffnungen. Noch steht die Frau außerhalb der Kastensuggestion, noch besitzt sie nicht den „Corpsgeist“, der vor jeder Kritik zurückschauert. Möge diese Suggestion der Kaste nie Herr über die strebende Frau werden! Möge nie der Corpsgeist, der vor jeder Kritik zurückschauert, ihr den unbefangenen Ausblick verengen. Möge in der Seele der Frau stets etwas Unbezwingenes und Unbezwingbares, nur ihr Eigenthümliches die Herrschaft behalten! Nur wenn sie Frau bleibt, mit ihren besonderen Augen, mit ihren besonderen Kräften, kann die Frau ein revolutionirendes Element in der einer Wandlung bedürftigen Gesellschaft werden. Das bloße Erkennen macht unselig, macht pessimistisch. Aber Josefine Weyer besitzt ein feuriges Wollen und ihr durch die Erkenntniß geläutertes Wollen löst das Erkennen ab. In der positiven sozialen Arbeit, sei es auch nur Ameisenarbeit, findet die Medizinerin, wie es vor ihr und mit ihr jeder begeisterte, einsichtige Mediziner gefunden, daß das Leben mit all seinen Schmerzen und Unzulänglichkeiten dennoch lebenswerth sei.

Fast hat man während des Streites vergessen, daß mein Buch „Arbeit“ ein Roman, also ein ästhetisches Werk ist. Da ist's nun wohl nicht übel angebracht, das Urtheil eines Großen anzuführen, der mein Buch nur nach der literarischen Seite hin betrachtet hat. Georg Brandes, der stets gewohnt ist, an jedes Kunstwerk das Maß der Weltliteratur anzulegen, schrieb mir: „Ihr Buch ‚Arbeit‘ hat mir einen tiefen Eindruck gemacht. Es hat sehr große Vorzüge; das vorzügliche Motiv — die Frau, deren Mann ins Zuchthaus geführt worden ist, die Konsequenzen dieser Grundsituation bei diesem Charakter — und die tiefe Menschlichkeit des Grundgefühles. Dann kennen Sie sehr genau Alles, was Sie behandeln; das Buch macht den Eindruck des Erlebten. Sie haben ja Medizin studiren müssen! Und wohlthuend ist der Enthusiasmus, der das Buch bewegt. Diese Art von Enthusiasmus ist so selten. Auch der Ausdruck der erotischen Begeisterung ist sehr schön. Das Buch giebt zu denken.“

Hamburg.

Ilse Frapan-Alkunan.



## Das neue Kohlenkartell.

Die rheinisch-westfälische, ja, die ganze deutsche Großindustrie blickt in diesen Wochen mit lebhaftem Interesse auf die Versuche, das rheinisch-westfälische Kohlen Syndikat zu erneuern oder umzugestalten. Auch das Publikum, die große Masse der Steuerzahler, müßte sich um den Verlauf der Verhandlungen kümmern; bringt doch die Kohlenindustrie heute für öffentliche Zwecke Summen auf, die durch die Auflösung des Kohlen Syndikates eine arge Einbuße erleiden dürften.

Der neue Vertragsentwurf des Kohlen Syndikates ist von einem ad hoc gewählten Ausschuß und vom Plenum in dreitägigen Beratungen ausgearbeitet worden. Er soll am fünfzehnten September 1909 in Kraft treten und bis zum einunddreißigsten Dezember 1915 gelten. Der alte Vertrag krankte an einer falschen Kontingentierung der Gesamtförderung. Maßgebend war nicht die Marktlage, sondern die technische Möglichkeit zum Abteufen neuer Schächte. Es liegt auf der Hand, daß unter dem Schutze des Syndikates die Werke mit großem Grubenselderbesitz — auf Kosten der bereits bis zur vollen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit entwickelten Becken, die keine neuen Schächte mehr abteufen konnten — mit Benutzung aller modernen Hilfsmittel ihre Beteiligungsziffern steigerten. Die auf solche Weise erzeugte Mehrförderung konnte der Markt nur bei steigender, nicht aber bei sinkender Konjunktur aufnehmen. Allgemeine Förderereinschränkung, die schließlich eine Höhe von 24 Prozent erreichte, war die notwendige Folge. Hier mußte also zunächst die bessernde Hand angelegt werden. Der neue Vertragsentwurf beseitigt alle Ansprüche auf neue Schachtanlagen, mag ihre Berechtigung nun schon anerkannt sein oder noch geprüft werden. Der Kohlenmarkt vermag durchschnittlich pro Jahr eine um 4 Prozent gegen das Vorjahr gesteigerte Kohlenförderung aufzunehmen; in guten Geschäftsjahren mehr, in schlechten weniger. Nur in vereinzelten Ausnahmefällen, bei Krieg, Strike u. s. w., ist die Kohlenförderung bisher für eine Weile zurückgegangen; man kann also für die vorgesehene Vertragsdauer von 12¼ Jahren eine Erhöhung der Kohlenförderung von 62,2 auf rund 99,4 Millionen Tonnen voraussetzen, wenn unsere Bevölkerung stetig weiter zunimmt. Von diesen 37,2 Millionen Tonnen soll nun nach dem neuen Entwurf jede Syndikatszwecke ihren angemessenen Teil erhalten, wenn sie die durch die Marktlage bedingte erhöhte Förderung sechs Monate hinter einander leistet. Wenn wir den weiteren Verlauf des sich allmählig vollziehenden Fusionprozesses hier außer Betracht lassen, also annehmen, jedes Werk werde am Schluß des Jahres 1915 noch selbständig sein, so finden wir vier Gruppen. Erstens Werke, die schon jetzt ihre Beteiligungsziffer, auch nach Abzug der heute bestehenden Förderereinschränkung von 18 Prozent, nicht erreichen. Grund: Betriebsführung von längerer Dauer. Zweitens Werke, die ihre Beteiligungsziffer fördern, aber den Mehrbedarf des Marktes nicht zu übernehmen vermögen, weil sie an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt sind oder verstanden haben, unter Benutzung der Lücken des alten Vertrages sich auf Kosten der Gesamtheit unberechtigt hohe Beteiligungsziffern zu verschaffen (Gummischächte u. s. w.) Drittens Werke, die nur einen Teil des Marktmehrbedarfes übernehmen können. Und viertens Werke, die im Stande sind, die Förderung des gesamten Mehrbedarfes während der zwölfjährigen Vertragsdauer zu leisten.

Die heute noch bestehende Fördereinschränkung wird voraussichtlich also nach vier Jahren, bei günstiger Konjunktur noch früher, gehoben sein und dem Publikum keinen Anlaß zu Mißverständnissen mehr bieten. Man sieht aber auch, daß für Fusionen der Boden noch besser als unter dem alten Vertrage gebietet ist: denn die ersten drei Gruppen bringen bei ihrer Veranählung mit der vierten die reiche Aussteuer des stetigen Marktmehrbedarfes mit. Darauf konnten sie bis jetzt gar nicht oder nur zum Theil rechnen; sie werden künftig also von der Spekulation eifrig umworben werden. Diese Entwicklung beginnt schon: die zur zweiten Gruppe gehörige Zeche Freie Vogel und Unverhofft hat ein günstiges Angebot von der zur vierten Gruppe gehörenden Zeche Ewald erhalten.

Da die neue Kontingentirung allen Syndikatsmitgliedern gerecht wird, darf man wohl annehmen, daß dem Vertrag auch die Werke zustimmen werden, die berechnigte Forderungen für neue Schächte aus dem alten in den neuen Vertrag übernehmen zu müssen glauben (Magdeburger Bergwerkverein, Graf Bismarck, Konfordia, Friedrich der Große); auch andere führende Gesellschaften, die in der selben Lage sind, haben ja unterzeichnet.

Um die latente Unzufriedenheit der Mitglieder zu beseitigen, die eine minder abfahfähige Waare auf den Markt bringen und eine über die allgemeine hinausgehende Fördereinschränkung erleiden mußten, ist in den neuen Vertrag eine Bestimmung aufgenommen worden, die die Mindestentschädigung für den unfreiwilligen Winderablaß auf 1,50 Mark pro Tonne festlegt; nach dem alten Vertrag wurde sie jährlich durch die Mehrheit beschloffen und bot kein Äquivalent für den entgangenen Gewinn. Ferner scheidet aus der Beteiligungsziffer der Selbstverbrauch, der in einzelnen Fällen bis zu 20 Prozent der Förderung ausmachte. Diese Konzession nebst der neuen Bestimmung, daß Einschränkungen, die auf dem Briquettemarkt nöthig werden, auf die allgemeine Fördereinschränkung anzurechnen sind, gewährte die Mehrheit den Mager- und Schloßlengchen. Fettkohlengchen heizen bekanntlich ihre Dampfkessel mit dem überschüssigen Koks gasen, verbrauchen also selbst keine Kohle.

Noch eine wichtige Aenderung ist zu verzeichnen. Wie bei anderen Kartellen (Kali), wurde auch hier ein Schiedsgericht als oberstes Organ geschaffen. Bisher gab es Meinungsverschiedenheiten in der Regel bei Ansprüchen einzelner Mitglieder auf Mehrbetheiligung und Mehrertrag, Ansprüche, die auf Belastung der Mehrheit hinausliefen, im Beirath ihre letzte Instanz hatten und, ob gerecht oder ungerecht, fast immer abgelehnt wurden. Dieser Zustand mußte beseitigt, es mußte verhindert werden, daß Richter in eigener Sache urtheilten. Die Zusammensetzung des Schiedsgerichtes wahrt nun die Unparteilichkeit. Ob diese mehr demokratische Einrichtung und das Hinaustragen interner Geschäfte in unbetheiligte Kreise dem Kartell nützlich sein wird, muß die Zukunft lehren. Bei guter Leitung eines Kartells ist die straffeste Organisation die beste; wird aber die Mehrbetheiligung gleichmäßig und gerecht für alle Mitglieder geregelt, dann werden sie selten genöthigt sein, das Schiedsgericht anzurufen.

Die Befugnisse der Kartell-Leitung sind erweitert worden. War sie früher lediglich auf den Vertrieb der Produkte ihrer Kartellwerke beschränkt, so soll sie sich künftig auch mit dem Ankauf von Grubensfeldern und Bergwerksanteilen befassen und befugt sein, für solche Käufe eine Umlage bis zu 3 Prozent von

der monatlichen Faktursumme ihrer Mitglieder zu erheben. Bezweckt wird damit, die Zunahme der outsiders möglichst zu verhindern und die Bearbeitung unvertigter Kohlenfelder durch günstig gelegene Syndikatsgesellen oder in eigener Ausbeutung von der Lage des Kohlenmarktes abhängiger als bisher zu machen. Ueber welche Summen das Kohlensyndikat verfügen kann, ersieht man daraus, daß es sich bei einem jährlichen Fakturenbeitrag von rund 60 Millionen Mark zu 3 Prozent jetzt um 18 Millionen Mark jährlich handelt. Das Syndikat ist hiernach in der Lage, Objekte bis zu einem Kapitalwert von 100 Millionen anzukaufen, die es mit der Umlage während der Vertragsdauer verzinsen und amortisieren kann.

Zu bedauern ist, daß der dortmunder Briquetteverkaufsverein und das hochfurter Koks syndikat in das größere essener Kohlenkartell übergehen, um darin Gruppen für sich zu bilden, wie die Gaskohlen-, Fettkohlen-, Gb- und Magerkohlengruppe. Die Erhaltung dieser selbständigen Kartelle scheiterte an dem Widerspruch einer Zechengruppe, da Stimmeneinheit erforderlich war. Der Leiter des Koks syndikates ist im Präsidium des Kohlensyndikates schon jetzt vertreten; für den Leiter des Briquetteverkaufsvereins wird eine vierte Präsidentenstelle neu geschaffen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß schon im Kohlensyndikat eine Gruppe, die der Magerkohlenzechen, vertreten ist, für die der alte Vertrag zu eng war, der neue zu eng ist; und nun sollen da auch noch Koks und Briquettes Platz finden. Hier wird die Möglichkeit kommender Differenzen geschaffen, die das Kartell allmählich zersetzen können. Dr. Josef Brunzel sagt in seinem Werk „Ueber Kartelle“: „Ein Kartell ist eine auf dem Wege freien Uebereinkommens geschaffene Vereinigung von selbständigen Unternehmungen mit gleicher Interessengemeinschaft zum Zweck gemeinsamer Regelung der Produktion und des Absatzes.“ Koks, Briquette und Magerkohle haben aber nicht gleiche Interessen. Würden Koks, Koks und Briquettes vertraut, dann wäre der Trust als eine Interessengemeinschaft wohl von Nutzen; hier aber haben wir mit einem Kartell vieler selbständigen Unternehmer zu thun, in dem nach dem neuen Vertrag alle

namen joußt. Wie  
als in Reihe und  
Wehrheit auch an-  
reit nicht nachgiebt,  
en.

ffentlichen beträchtliche  
ht ist, werden noch  
Seiten her drohen  
Werken (outsiders)  
Stahlwerken sind,  
den Rest auf den  
e Beteiligungsziffer  
schen Vangendrahm,  
che Deutscher Kaiser  
trag unterschreiben,  
diesen drei Gruppen  
aph des Vertrages

Mitglieder über die Interessen einer Speziaigruppe auszum  
kleineren Spezialkartelle marschieren jedenfalls besser getrennt  
Glied mit dem Kohlensyndikat vereint. Das wird von der  
erkannt; und wenn man trotz Alledem der kleinen Minderheit  
so geschieht es wohl nur aus Furcht, das Ganze zu gefährden.

Die Erneuerung des Kartells hat von allen Interessenten ein  
Opfer gefordert, und bevor es unter Dach und Fach gebracht  
mancherlei Schwierigkeiten wegzuräumen sein. Von drei  
Widerstände: von alten Kartellmitgliedern, von außenstehenden  
und von Hüttenzechen (Zechen, die im Besitz von Eisen- und  
aber nur einen Theil der Förderung selbst verbrauchen und  
Markt bringen). Von der ersten Gruppe, der es sich um die  
handelt, sprach ich vorhin schon. Die zweite umfaßt die Zechen  
Rheinpreußen und Alte Naase. Die dritte wird durch die Zechen  
repräsentirt. Alle anderen Hüttenzechen wollen den neuen Vertrag  
wenn auch diese Zechen ohne Sondervergütungen beitreten. Um  
Zeit zur Beitrittserklärung zu lassen, hat der Schlußparagra

die folgende Fassung erhalten: „Dieser Vertrag wird bis zum einunddreißigsten Dezember 1915 abgeschlossen, unter der Bedingung, daß sämtliche aufzustehende, insbesondere auch Hüttenzechen mit mehr als 120000 Tonnen Jahresförderung bis spätestens Ende Dezember 1903 beitreten. Erfolgt der Beitritt rechtzeitig, so gilt der Vertrag bis zum einunddreißigsten Dezember 1915 mit der Maßgabe, daß er, falls keiner der Vertragsschließenden ein Jahr vor Ablauf des Vertrages schriftlichen Widerspruch zu Händen des Vorstandes des rheinisch-westfälischen Kohlen Syndikates erheben sollte, als auf weitere zehn Jahre geschlossen gelten soll.“ Ganz klar wird man diese Fassung nicht finden. Vielleicht war volle Klarheit auch nicht beabsichtigt. In Rheinland-Westfalen gehört der fiskalische Besitz im Oberbergamtsbezirk Dortmund <sup>und</sup> an der Saar, die Zeche Rheinpreußen im Oberbergamtsbezirk Bonn auf der linken Rheinseite, die Vereinigungsgesellschaft und der Eschweiler Bergwerkverein im Warmrevier; offenbar sind diese Werke nicht gemeint, sondern die outsiders im Oberbergamtsbezirk Dortmund.

Ob das große Kohlen-, Koks- und Briquettelkartell zu Stande kommt? Sicher ist, wie ich angedeutet zu haben glaube, durchaus noch nicht; immerhin aber ist die Aussicht auf einen Erfolg der Verhandlungen jetzt eröffnet.

Franz Werber.



## Der Pommernprozeß.

Wer weiß, ob das vor zwei Jahren gegen die Direktoren der Pommerschen Hypotheken-Aktien-Bank eröffnete Hauptverfahren nicht als moabiter Vokalspul fortleben wird? Wie im Kyffhäuser die versteinerte Majestät Barbarossa, im Berliner Schloß die sündige Schönheit der Anna Sydow ein gespenstisches Dasein führt, wie durch dunkle Waldschluchten die Wilde Jagd rast und der Schatten des Ewigen Juden in Unrast durch die Thäler schleicht, so könnte der Pommernprozeß einst in der Phantasie ferner Enkel fortspulen. Wenn im lezten Strahl der scheidenden Sonne die bunten Fenster des Großen Schwurgerichtsaales erglänzen, wird der Ahn dann vielleicht dem Enkelkind erzählen, da oben, auf dem selben Fleck, wo er Monate lang Alles geleugnet hatte, müsse der berühmte Direktor Schulz nun allnächtlich die bei Seite geschafften Millionen zählen. Ich könnte mir die Entstehung solcher Hypothekenlegende vorstellen. Ganz unfahbar aber war meinem unjuristischen Gemüth immer die Vorstellung, ein Richter könne in diesem Prozeß ruhigen Herzens ein Urtheil zu sprechen wagen. Dabei hatte ich über die Schuld der Angeklagten schon keinen Zweifel mehr, als sie im Juni 1901 verhaftet wurden; äüßerst schwer aber schien mir immer, das Maß der Schuld — und danach der Strafe — in diesem Fall festzustellen: und diese Pflicht hatte der Richter ja zu erfüllen. Monate lang wurde verhandelt. Als die Arbeiter zum Weltfeiertag rüsteten, schritten Schulz und Romeis aus dem Untersuchungsgefängniß zum ersten Mal in den SchwurgerichtsSaal; und erst am sechzehnten Juli erhob sich der Staatsanwalt zur Anklagerede. Der unmittelbare Eindruck, der

das Ziel des mündlichen Verfahrens sein soll, mag unter solchen Umständen schwer festzuhalten sein; was in den ersten Tagen und Wochen aus Rede und Gegenrede, aus Anklage und Vertbeibigung dem Richter sich zu einem scharf umrissenen Bild gestaltete, zerflattert allmählich in tausend Einzelheiten und selbst der unbestimmbare Niedererschlag, der als Gefühlsäquivalent in der Seele des Richters zurückgeblieben war, schwindet nach und nach wieder. Das hätte, bei so langer Dauer, von jedem Prozeßstoff gegolten; mehr als von jedem anderen aber von einem so heißen, schwer zu behandelnden. Wenn man über die Berechtigung des Vertagungsbefchlusses streiten sollte, dürfte man nicht vergessen, daß nach der Natur der Sache von vorn herein nur ein unvollkommenes Urtheil zu erwarten war.

Wie so häufig in Sensationprozessen, ist auch diesmal Manchem, den der öffentliche Ankläger nicht belangt hatte, von der öffentlichen Meinung das Urtheil gesprochen worden. Zuletzt noch der bürgerlichen Presse. Die bestochenen Redakteure wurden hart getabelt. Mit Recht. Nur wollte man nicht zugeben, daß an der sozialdemokratischen Kritik, die von einer Verurtheilung des Systems der bürgerlichen Presse sprach, sehr viel Wahres ist. Ich wies neulich hier auf den tieferen Sitz des Übels hin: auf das Inzeratenwesen. Von dieser Seite her dringt das Gift der Korruption in die Presse, deren Erniedrigung durch die als Lobhohn oder als Schweigegehd gewährte Annonce uns vor langen Jahrzehnten schon Kassalls funkelnde Verebtsamkeit erkennen lehrte. Noch aber, sagt man, giebt es in Deutschland Verleger, die solchen Lockungen widerstehen. Gewiß; auch die schlechteste Gesellschaftordnung hindert nicht die Existenz einzelner anständigen Persönlichkeiten. Trotzdem bleibt die korrumpirende Macht des Kapitals nicht minder fürchtbar; auf tausend Schleichwegen kann sie ihr Ziel erreichen, und wer in ihrem Bannkreis lebt, weiß oft selbst nicht, wie lange er durch die Verührung, die der Alltag unvermeidlich macht, schon infizirt ist. Wo die eigenen Mittel des Unternehmers für den Zeitungsbetrieb ausreichen ist die Gefahr gering; aber nicht gänzlich beseitigt. Auch ein reicher Zeitungverleger kann sich genöthigt sehen, zur Erleichterung seiner Finanztransaktionen die Hilfe von Bankleitern in Anspruch zu nehmen, und daraus ergiebt sich sofort die Möglichkeit eines Pflichtenkonfliktes. So wird, zum Beispiel, erzählt, ein erstes Berliner Bankhaus, dessen Inhaber für durchaus makellose Leute gelten, habe einem hiesigen großen Verleger das Konto gekündigt, weil sein Handelsredakteur die Regierung eines Staates angreifen zu müssen glaubte, dessen Anleihen das Bankhaus in Deutschland emittirt hatte. Viel gefährdeter ist natürlich aber die Lage Derer, die nichts besitzen als ihre geistige Kraft und um die Gunst der Kapitalisten werben müssen, wenn sie diese Habe verwerthen wollen. Der stellunglose Journalist arbeitet für eine Bank. Bleibt er im Dienste des Kapitals, nennt sich offen einen Beamten, Archivar, Reklamemacher, so ist seine Stellung als Bankdiener wenigstens klar. Schreibt er während der selben Epoche aber für Zeitungen über Finanzfragen oder kehrt später in die Reihe der Presseleute zurück, so kann er sich selten noch aus den Krallen des Kapitalismus befreien. Aehnlich geht dem Verleger, der Bankhilfe heischt. Die Form ist gleichgiltig. Kredit oder bares Geld, Aktienbetheiligung oder Erwerb von Antheilen einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung: immer, ohne Ausnahme, fordert das Kapital eine Gegenleistung und nie begnügt es sich mit den üblichen Zinsen. Wenn der

Berliner Presse-Klub und der Verleger des Kleinen Journals also darauf hinweisen, daß die Pommernbank noch unangestastet dastand, als sie von ihr finanzielle Unterstützung erbaten und erhielten, so muß ich bekennen, daß dieser Versuch einer Entschuldigimg mir nicht gelungen scheint.

Mit dem selben Hinweis hat die Vermögensverwaltungsstelle für Offiziere und Beamte sich zu rechtfertigen gesucht, als der bedenkliche Pakt bekannt wurde, den sie mit der Pommernbank geschlossen hatte. Das Wesentliche dieses Vertrages war nicht, wie man uns einzureden sucht, die Verpflichtung, Aktien und Pfandbriefe der Pommernbank zu vertreiben, sondern der Austausch der Aktienmajoritäten, der jeder der beiden Gesellschaften ermöglichen sollte, in den Generalversammlungen unliebsame Angriffe abzuwehren. Dieses Ansinnen konnte allein schon genügen, um die Vermögensverwaltungsstelle über das wahre Wesen ihres Partners aufzuklären, und deshalb bin ich nicht geneigt, ihrer jetzigen Angabe zu glauben: sie sei überzeugt gewesen, Aktien und Pfandbriefe eines unantastbaren Institutes in ihre sachverständiger Führung sehr bedürftige Kundschaft zu bringen. Auch der Handel mit dem Kleinen Journal bietet Anlaß zu Bedenken. Das Geld, das der Herausgeber erhielt, wurde auf die Immobilienverkehrsbank abgeschoben. In der Redaktion des Kleinen Journals wußte man also — was beinahe bis zur Sterbestunde der alten Pommernbank selbst unter Eingeweihten nur gemunkelt wurde —, daß dieses Institut mit Immobilienbanken verquitt war, obwohl die Bilanzen nichts davon verriethen.

Die Hauptfrage ist und bleibt aber: Konnte bis zum Zusammenbruch der gutgläubige Betrachter die Pommersche Hypotheken-Aktien-Bank für *first rate* halten? Darauf ist zu antworten: Er konnte nicht nur: er mußte sogar. In den engen Kreisen der Wissenden war man freilich schon seit 1898 bedenklich geworden. Noch vor dieser Zeit hatten Hausbesitzervereine gegen die Banken Sandens und, wenn ich nicht irre, auch gegen die Pommersche in Petitionen beim Ministerium Klage geführt und auf den Unfug der Ueberbeleihungen hingewiesen. Die Aufsichtsbehörde untersuchte, fand aber nichts zu tadeln. Da erschien Voigts Brochure. Der junge Privatdozent soll das Material von Miquel erhalten haben, der die seinen Staatsanleihen ohnehin lästige Konkurrenz nicht noch dadurch verschärft sehen wollte, daß die Hypothekenspfandbriefe für mündelsicher erklärt wurden. Paul Voigt enthüllte Ueberbeleihungen und Ueberversicherungen, deren Tragweite kein ernster Wirtschaftskritiker gering schätzen konnte. Im deutschen Blätterwald aber blieb still. Warum? Jetzt weiß man's. Aber auch in den Ministerialbureaus rührte sich nichts und beinahe wären in Preußen die Pfandbriefe der deutschen Hypothekenbanken kurz vor dem Sturz für mündelsicher erklärt worden. Dann folgte die berüchtigte Beleizung des Waarenhauses Liep gegen Vereingabe von Grundstücken. Wieder tiefes Schweigen der Regierenden und Redigirenden. Ich machte damals in einem Wochenblatt auf bedenkliche Geschäfte gewisser Hypothekenbankdirektoren aufmerksam und gerieth dadurch in eine lange Polemik mit den Berliner Hypothekenbanken. Nicht mit allen. Sanden, Schulz, Romeid schwiegen. Und als ich sagte, dieses Schwiegen sei sehr berecht, fand ich kein Echo. Die Presse wollte nun einmal über dieses Thema nicht reden. Und die Aufsichtsbehörde? Sie war thätig. Nur wirkte ihr Eifer nicht gerade nach der Seite, auf die ich sie hinzuweisen versucht hatte.

Herr Schulz wurde Kommerzienrath, Herr Romeid wäre es wahrscheinlich über ein Kleines auch geworden und die Bank erhielt die Erlaubniß, sich „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin“ zu nennen. Staatsrechtlich giebt es zwar keine Deutsche Kaiserin, sondern nur eine Königin von Preußen, die des Deutschen Kaisers Frau ist. Für eine durchs ganze Deutsche Reich fortwirkende Reklame eignet sich der Titel eines Hofbankiers der Kaiserin aber besonders gut. Und da dieser Titel nicht Aktieninstituten, sondern nur Privatpersonen verliehen werden kann, wurde das Recht, ihn zu führen, auf die Zeit beschränkt, wo Herr Schulz als Direktor throne. Ein allerliebster Wig.

Die Aufsichtbehörde verleiht keinen Titel; aber sie kann Verleihungen hindern oder fördern. In diesem Fall griff sie fördernd ein und wurde so mitschuldig an dem Unheil, das der Bommerkrach unserem Nationalvermögen brachte. Und deshalb wird man, wenn Schulz, Romeid und ihre journalistischen Helfershelfer in Roabit und in der Oeffentlichkeit einst wirklich ihren Richter gefunden haben, wohl fragen dürfen, ob und warum denn die lässigen Staatsbeamten, die den Angeklagten Jahre lang das Handwerk erleichterten, unbestraft bleiben sollen.

Plutus.



## Das Tüpfelchen.

Was, fragte vor Ostern der Kanzler des Reiches Bots, was werft Ihr mir vor? Daß Baron Speck von Sternburg, trotzdem er eine Amerikanerin zur Ehe nahm, in Washington unsere Geschäfte führt? Auch Bismarck, den Ihr ja für größer haltet als mich, hat zwei Diplomaten, den Herren von Schweinig und Stumm, gestattet, Amerikanerinnen zu heirathen und dennoch im Dienst zu bleiben. Was also werft Ihr mir vor? Schweigen ringsum. Niemand merkte, daß der exzellente Redner das Beweisthema zu verwechseln suchte. Niemand sagte: „Erstens trägt der Schwiegervater des Herrn von Stumm den nicht gerade undeutschen Namen Hoffmann, stammt aus Leipzig und hat nur im Interesse seines Geschäftes das amerikanische Bürgerrecht erworben; zweitens hat kein vernünftiger Mensch, hat sogar kein Abgeordneter daran gedacht, unseren Diplomaten die Boykottirung der Amerikanerinnen zu empfehlen; vorgeworfen wurde Eurer Excellenz die Abweichung von dem bismarckischen Grundsatz: keinen Diplomaten im Vaterland seiner Frau zu akkreditiren; und dieser Grundsatz, von dem, auf die Bitte der Donna Laura Minghetti, zu Gunsten Eurer Excellenz zum ersten Mal abgewichen wurde, hat mit den Fällen Stumm und Schweinig nicht das Geringste zu thun“. Niemand sprach so. Cancellarius dixit; und Alles blieb stumm. Das war im April. Wie um eine Lebensfrage deutscher Nation wurde damals um den Besuch des amerikanischen Geschwaders gestritten, das über den Ocean dampfen sollte. Der Kaiser hatte es nach Kiel eingeladen, die Einladung war aber mit höflichem Dank abgelehnt worden. Dann begrüßten Sternbannerschiffe (ohne eingeladen zu sein) den Präsidenten Coubet in Marseille; und nun mußte Herr Roosevelt seinen Staatssekretär anweisen, die selben Schiffe auch in deutsche und englische Gewässer zu schicken. Sie kamen; und daß sie nach zwei Einladungen (die erste hatte Prinz Heinrich überbracht) wirklich kamen, wurde in manchen Revieren der deutschen Presse wie ein ungeahnter Erfolg deutscher Staatsmannskunst gefeiert. Seht, hieß es: Dieses vollbrachte der Mann, den die Bosheit

zu höhnen, die Thorheit anzuschwärzen wagte! Dieses danken wir der diplomatischen Meisterschaft Specks von Sternburg, den wir mit Stolz den Unseren nennen. Der neue Herr wurde rasch populär. Wir lasen, sein Vater sei zuerst Schafhirt, dann Wollhändler, schließlich Millionär und immer „ein Original“ gewesen, habe Bilder gesammelt und das Herz seiner lieben Frau in Spiritus aufbewahrt; und ein Original sei, wie der Vater, der Sohn. Deshalb staunte auch Altdeutschland nicht mehr, als es vernahm, der Herr, der eben noch Generalkonsul in Kalkutta werden sollte, sei zum Botschafter ernannt und werde nicht als Plafhalter nur in Washington, also auf dem heutzutage wirtschaftlich wichtigsten Posten, hinführe das Deutsche Reich vertreten. Warum auch? Was er über seine Pflicht, mit den deutschen zugleich auch die amerikanischen Interessen zu wahren, und über die „antiquirten Anschauungen Bismarcks“ gesagt hatte, war von den Intervegnern ja „mißverstanden“ worden. Und seine Verheißung, er werde Thaten thun, die in der Heimath jezt noch Keiner für möglich halte, hat sich erfüllt. Das Pantergeschwader ist nach Kiel gekommen. Morgan und Genossen haben kostbare Preisgaben für die Kieler Woche gestiftet. Milliardenachten haben bei Düsternbrook geankert; einzelne sind sogar dem Kaiserstisch gen Norden gefolgt. In jedem Regattabericht wurden die Namen amerikanischer Großspekulanten genannt, deren Tischgast der Kaiser gestern gewesen sei. Und endlich vernahmen wir, ehrefürchtig schandernd, auf seinem Northstar sei — Josianna! — Vanderbilt selbst erschienen und bei ihm, der die travemünder Kurkapelle den Sang an Regie spielen ließ, habe Wilhelm der Zweite das amerikanische Nationalfest gefeiert. Von Kiel zog Vanderbilts Majestät ostwärts; dem Oberpräsidenten von Westpreußen wurde die Ankunft des Alumsfassers, der Danzig und die Marienburg sehen wollte, vom König persönlich angezeigt und der Kommandeur der danziger Leibjüarenbrigade bekam vom Kriegsherrn den Befehl, den größten Eisenbahnspekulanten of the world nach Langfuhr ins Kasino zu laden. Im Festschiff lasen wir: „Den Amerikanern wurde vom Kaiser besondere Aufmerksamkeit erwiesen. Hatte eine amerikanische Yacht einen Sieg erstritten, so wurde ihr zu Ehren sofort ihre Flagge auf der kaiserlichen Yacht ‚Meteor‘ gehißt.“ Das Alles war nur durch das stille Wirken des genialen Mannes möglich geworden, der in Washington treulich wacht und den, als yankeesirten Gatten einer Amerikanerin, schüdder Reid nicht in die Nähe des Weißen Hauses lassen wollte. Wer gewann schneller je herrlicheren Sieg? Und er bereitet sacht schon wieder neue Triumphe vor. Um dem noch immer obdachlosen Alten Frißen, den der Kaiser den Amerikanern geschenkt hat, endlich eine Unterkunft zu schaffen, soll unser Speck nach langer Zwiesprache mit Herrn Roosevelt, dessen Pferde er reiten darf, auf den Plan verfallen sein: man möge in Washington sechs oder zwölf Standbilder errichten und in diesen Puppenstand den Preußenfrißen aufnehmen, der dann kein Vergerniß mehr erregen werde. Fein ausgedonnen, nicht wahr? Und man greint, unserer Diplomatie fehle der Nachwuchs, und magt manchmal höchst rucklos zu bezweifeln, ob in des Sternburgers bewährten Händen das Bischofs Handelsvertragsverhandlung gut aufgehoben sein werde. Die Nörglerfippe, die zum Glück nur klein ist, sollte sich an Theodor Roosevelt ein Beispiel nehmen. Der weiß, was er an seinem Speck hat. Der nennt ihn kosend Specky. Nur kosend? Speck ist der Tupfen, Specky das Tüpfelchen. Für den Präsidenten der Vereinigten Staaten ist Baron Speck also das Tüpfelchen. Der so glorreich Getaufte mußte rasch Botschafter werden. Und der Kanzler, der Diesen gefunden und auserwählt hatte, durfte mit Recht im Reichstag fragen: Was werft Ihr mir vor?